

3 Bisexualität aus historischer, theoretischer und empirischer Perspektive

Dieses Kapitel verfolgt drei Anliegen. Erstens geht es mir darum, die historische Entwicklung zu skizzieren, die dem zeitgenössischen gesellschaftlichen Bild von Bisexualität zugrunde liegt. Zweitens möchte ich festhalten, welche sozialwissenschaftlich relevanten theoretischen Modelle es in Bezug auf Bisexualität gibt, und der Frage nachgehen, inwiefern diese für mein Vorhaben einer Rekonstruktion alltäglichen Erlebens und Handelns Bisexueller nutzbar gemacht werden können. Und drittens möchte ich mich den Ergebnissen von empirischen Arbeiten über Bisexualität im internationalen Forschungsdiskurs widmen.

Bevor ich mit der historischen Herleitung beginne, gebe ich einen kurzen Überblick über den Forschungsstand, der diesem Kapitel zugrunde liegt. In der Einleitung habe ich schon ausgeführt, dass in den letzten zwanzig Jahren nur wenige sozialwissenschaftliche Arbeiten entstanden sind, die sich empirisch mit Bisexualität beschäftigen. Für die Erarbeitung dieses Kapitels habe ich den Fokus geweitet und beziehe ältere Arbeiten und solche jenseits der empirischen Sozialforschung mit ein. Dabei lässt sich mit Blick auf die deutschsprachige Literatur festhalten, dass Bisexualität im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert in den Debatten der entstehenden Sexualwissenschaften und Psychoanalyse in Deutschland ein zentrales Thema darstellte (vgl. dazu Gooß, 1995; Altendorf, 1993; Angelides, 2001). Dagegen findet sie seit den 1950er Jahren in Deutschland wenig Beachtung. Die zunehmende Selbstorganisation Bisexueller seit den 1990er Jahren (vgl. Kap. 3.1.3) war sicher ein Anstoß für das Entstehen einiger Publikationen in der ersten Hälfte der 1990er Jahre (vgl. Altendorf, 1993; Feldhorst, 1993; Gindorf & Haerberle, 1994; Gooß, 1995; Hüser & König, 1995). Als selbstverständlicher Teil sozialwissenschaftlicher Forschung hat sich das Thema nicht etablieren können, kam es doch in der Folge nur zu vereinzelten Veröffentlichungen (vgl. Fritzsche, 2007; Herrmann, 2002; Klesse, 2007; Münder,

2004). Die von einigen unserer Interviewpartner_innen¹⁰ ausgesprochene Kritik einer mangelnden Sichtbarkeit von Bisexualität lässt sich daher auch mit Blick auf die Sozialwissenschaften aussprechen. Um eine solidere Grundlage zu gewinnen, habe ich daher in großem Umfang sozialwissenschaftliche Literatur aus Großbritannien und den USA einbezogen, wo eine wesentlich lebendigere akademische Debatte existiert (vgl. Monro, 2015; Rodríguez Rust, 2000). Auffallend ist, dass Bisexualität – in Deutschland, Großbritannien und den USA – in der sich seit den 1990er Jahren etablierenden explizit heteronormativitätskritischen Forschung (vgl. Butler, 1991) erst in den letzten Jahren mehr Beachtung erfährt (vgl. Alexander & Anderlini-D’Onofrio, 2012). Bettina Fritzsche sieht vor diesem Hintergrund die Gefahr, dass spezifische Erfahrungen von Bisexuellen aus den Blick geraten (vgl. Fritzsche, 2007, S. 125), wenn Heteronormativität nur als binäre Achse von Heterosexualität und ihrer Abweichung entworfen wird. Diese Gefahr einer Marginalisierung bisexueller Erfahrungen in der queeren Dekonstruktion wird auch in der US-amerikanischen und britischen Literatur diskutiert (vgl. Burrill, 2002, S. 98; Angelides, 2001, S. 168; Du Plessis, 1996, S. 35; Isgro, 2006, S. 170; Monro, 2015, S. 44). Überspitzt lässt sich sagen, dass Bisexualität als Gegenstand für die sich herausbildenden Homosexualitätsstudien, wie auch für manche Teile der homosexuellen Bewegung (vgl. Altendorf, 1993, S. 104), als zu queer empfunden wurde, während sie in Teilen der queeren und heteronormativitätskritischen Forschung und Bewegung als unpolitisch und nicht queer genug galt, da Bisexualität als eine Kategorie empfunden wurde, die zu sehr dem zweigeschlechtlichen Denken verbunden sei (vgl. Du Plessis, 1996, S. 35).

Diese prekäre Position von bisexuellen Menschen und der Kategorie Bisexualität im sozialen Bereich des Sexuellen kann historisch hergeleitet werden.

3.1 Historische Einordnung

Mit Blick auf die Arbeiten, die Bisexualität geschichtlich einordnen (vgl. Altendorf, 1993; Angelides, 2001; Gagnon et al., 1994; Gooß, 1995; Haeberle,

10 Der Unterstrich, als Gender-Gap bekannt, findet in dieser Arbeit Verwendung, um Frauen, Männer und Menschen, die sich jenseits der Zweigeschlechtlichkeit verorten, sprachlich darzustellen (vgl. Gleichstellungsbeauftragte der Universität zu Köln, 2015, S. 9; Hermann, 2003).

1994) lassen sich – in Bezug auf Westeuropa – drei historische Phasen ausmachen, in denen sich jeweils neue Bedeutungen von Bisexualität herausgebildet haben (vgl. Coleman, 1994; Gagnon et al., 1994; Haeblerle, 1994). In der entstehenden Sexualwissenschaft und Psychoanalyse seit den 1850er Jahren galt Bisexualität vor allem als Ursprung der geschlechtlichen und sexuellen Entwicklung des Menschen. Als weitverbreitete sexuelle Verhaltensweise stand sie mit den zu ihrer Zeit revolutionären und gesellschaftlich breit rezipierten Erkenntnissen der in den 1950er Jahren erscheinenden Kinsey-Reporte im Mittelpunkt. Erst seit den 1970er Jahren wurde Bisexualität zunehmend als ein Etikett verwendet, um das eigene Begehren zu beschreiben. Es entwickelten sich in Anlehnung und Abgrenzung zur homosexuellen Befreiungsbewegung bisexuelle Selbstorganisationen, die ihre Anliegen formulierten und deren Organisationen in Deutschland bis heute fortbestehen.

In meiner historischen Einordnung werfe ich lediglich Schlaglichter auf einige wichtigen Phasen der westeuropäischen und nordamerikanischen Geschichte der Bisexualität. Aus internationaler Perspektive ist die Geschichte der Entstehung der westlichen Kategorien Homo-, Hetero-, Bi- und auch Trans- und Intersexualität eine partikuläre Entwicklung, die nicht verallgemeinert werden kann. Eine Generalisierung würde bedeuten, andere verbreitete Formen der gesellschaftlichen Konstruktion von Sexualität und Geschlecht unsichtbar zu machen (vgl. Monro, 2015, S. 2). Neben der globalen Perspektive ergeben sich in meiner Darstellung historische Lücken wie etwa die Frage nach dem Umgang mit Bisexuellen in den Sexualpolitiken des Nationalsozialismus (vgl. Sigusch, 2008, S. 372). Auch wenn eine solche Einordnung eine umfassende historische Rekonstruktion nicht ersetzen kann, ermöglichte sie mir in der empirischen Auswertung eine differenziertere Hypothesenbildung darüber, welche Erfahrungen, Bedeutungen, Rollen und Diskurse den von uns Interviewten im Zusammenhang mit Bisexualität zur Verfügung stehen, auf welche Geschichte diese verweisen und wie sie im gesellschaftlichen Diskurs verankert sind.

3.1.1 Bisexualität als Ursprung

Die alleinige Bedeutung des Begriffs Bisexualität – als Begehren von Männern und Frauen – hat sich erst in den letzten Jahrzehnten durchgesetzt. Das berichtet auch ein Interviewpartner, der in den 1970er Jahren aufwuchs:

»in meiner Jugend hatte ich kein Wort für das was ich eigentlich bin <<ja>> das Wort bisexuell hatte eine völlig andere Bedeutung <<hmm>> es bedeutete zweigeschlechtlich <<ja>> zwitterlich <<hmm>> also das war in den siebziger Jahren noch, hatte es überhaupt nicht diese Bedeutung die es heute hat« (HL, 5/4–7).

Der Begriff beschrieb zunächst vor allem die Vorstellung, dass der menschliche Embryo zu gleichen Teilen männliche und weibliche Anlagen habe, aber auch – wie in der Interviewsequenz – das Vorkommen der biologischen Merkmale beider Geschlechter in einem Menschen und erst später die psychische Kapazität beide Geschlechter zu begehren (vgl. Angelides, 2001). Die anderen Bedeutungen haben sich mittlerweile unter anderem auf die Kategorien Intersexualität und Transsexualität bzw. später Transgender verteilt (vgl. Alexander & Yescavage, 2012; Monro, 2015, S. 48). In diesem Abschnitt beziehe ich mich zuerst auf Bisexualität als Begehren und Verhalten, was zunächst nicht als Bisexualität, sondern mit dem Begriff psychischer Hermaphroditismus beschrieben wurde (vgl. Ellis & Symonds, 1887, S. 73; Krafft-Ebing, 1898). In diesem Begriff drückt sich aus, wie eng Geschlecht und Sexualität zu dieser Zeit aneinander gekoppelt wurden.

Die Entstehung des Begriffs der Bisexualität wird in der Literatur übereinstimmend mit der Entstehung der modernen Sexualwissenschaften in den westlichen Industriestaaten des 19. Jahrhunderts in Zusammenhang gebracht (vgl. Altendorf, 1993; Angelides, 2001; Coleman, 1994; Gagnon et al., 1994; Gooß, 1995; Haerberle, 1994; Rodríguez Rust, 2002). Am prägnantesten hat Foucault herausgearbeitet, wie sich im 19. Jahrhundert ein neuer Diskurs um Sexualität bildet, der den Bereich des intimen Handelns nach wissenschaftlichen Kriterien organisiert und ordnet (vgl. Foucault, 1983, S. 106). In ihrer Arbeit über Diskurse um Bisexualität betrachtet Marion Altendorf die Etablierung des Begriffes Sexualität im 19. Jahrhundert als Ergebnis einer neuen wissenschaftlichen Deutungsmacht im Diskurs um intimes Handeln (vgl. Altendorf, 1993, S. 23). Dabei werde eine neue wissenschaftliche Sprache für Menschen und Handlungen entwickelt, welche die vermeintlich alltäglich-schmutzigen Begriffe ablösen soll.¹¹

11 Die Mühen der entstehenden Sexualwissenschaft, sich vom Makel des Anrühigen zu befreien, zeigt sich zum Beispiel daran, dass Krafft-Ebing in der Einleitung zu seiner *Psychopathia Sexualis* betont, er habe bewusst einen lateinischen Titel bevorzugt, um damit

Bisexualität ist im 19. Jahrhundert eine dieser neuen wissenschaftlichen Wortschöpfungen.

Im Ergebnis dieser Entwicklung wurden gleichgeschlechtliche sexuelle Handlungen – aber auch alle sexuelle Handlungen, die nicht ohne Weiteres mit reproduktiven Zwecken verknüpft werden konnten – nicht allein als sündig, unmoralisch oder kriminelle Handlung betrachtet. Sie galten als Ergebnis der Veranlagung der gesamten Person und als Abweichung von einer biologisch gedachten Männlichkeit oder Weiblichkeit (vgl. Haerberle, 1994, S. 2; Gagnon et al., 1994). Exemplarisch dafür ist die Aussage Magnus Hirschfelds – einer der (bis heute) bekanntesten Sexualwissenschaftler und Streiter für die Rechte von Homosexuellen seiner Zeit: »Der homosexuelle Mensch darf nicht alleine in seiner Sexualität, er muss in seiner gesamten Individualität aufgefasst und erforscht werden« (Hirschfeld, 1899, S. 4). Insofern besteht Übereinstimmung mit den Ergebnissen der Studien von Foucault und Weeks: »Der Sodomit war ein Gestrauchelter, der Homosexuelle ist eine Spezies« (Foucault, 1983, S. 47; dazu auch Gagnon et al., 1994, S. 69; Weeks, 1977).

Ulrich Gooß zeichnet diese Entwicklung in Hinblick auf Bisexuelle nach (vgl. Gooß, 1995). Ähnlich wie dies Foucault und Weeks für die Homosexualität herausarbeiten, sieht er die frühe Sexualwissenschaft als diskursive Bildnerin der neuen Figur der Bisexuellen: »Vom sich schärfenden Blick des Forschers wie des psychiatrischen Klinikers wurden die Bisexuellen gleichsam hervorgezwungen« (ebd., S. 15). Begründet liegt dies in dem schon benannten Blickwechsel von der geächteten und/oder kriminalisierten Handlung zum gesamten Menschen. Auch zuvor wurden Männer – sexuelle Handlungen unter Frauen wurden auf dem Gebiet Deutschlands nicht strafrechtlich verfolgt – befragt, um sie des Tatbestandes der »widernatürlichen Unzucht«¹² zu überführen (vgl. § 145 Strafgesetzbuch für die Preußischen Staaten [PStGB] aus dem Jahr 1851 in Preußen und ab dem Jahr 1871 § 175 im Reichsstrafgesetzbuch [RstGB] des Deutschen Reiches). Aber im

einzig und allein ein wissenschaftlich geschultes Interesse zu wecken (vgl. Krafft-Ebing, 1898). Ebenso achtet Havelock Ellis darauf, niemals von analen sexuellen Vergnügungen auf Englisch zu schreiben, sondern wechselt in die lateinische Sprache der Medizin: »*immisio penis in anum*« (Ellis & Symonds, 1887, S. 49; vgl. dazu auch Weeks, 1985, S. 73f.).

- 12 Die Gesetzgebung hinsichtlich homosexueller Handlungen entwickelte sich im 19. Jahrhundert nicht widerspruchsfrei und linear. Der in vielen Gebieten des späteren Deutschen Reiches gültige »Code Civil« bzw. »Code Napoléon« sah keine Kriminalisierung homosexueller Handlungen vor (vgl. Honecker, 1995, S. 226).

Mittelpunkt stand vor allem die körperliche Untersuchung, etwa auf eine Weitung des Anus als Indiz für Analverkehr (vgl. Gooß, 1995, S. 16). Als Menschen jeden Geschlechts¹³ – denen eine von der heterosexuellen Norm abweichende Sexualität unterstellt wurde – zunehmend der Psychiatrie zugewiesen wurden, geriet ihre gesamte Lebens- und Sexualgeschichte in den Blick. Damit wurden auch sexuelle Handlungen sichtbar, die sich nicht entlang des simplen Schemas von heterosexueller Normalität und homosexuellen Abweichungen einordnen ließen. Abweichender Sexualität wurde neben einer biologischen also auch eine biografische Struktur unterstellt.¹⁴

Sexualität zu nutzen, um zwischen Menschengruppen zu unterscheiden, war kein Alleinstellungsmerkmal der Psychiatrie oder der entstehenden Sexualwissenschaften. Es entwickelte sich eine wechselseitige Dynamik zwischen Forschenden und Beforschten (vgl. Weeks, 1985, S. 92). Um dies zu illustrieren, möchte ich an dieser Stelle exemplarisch auf die Position des Aktivistens und Juristen Karl Heinrich Ulrichs eingehen, der sich auch mit dem Thema Bisexualität beschäftigte. In den 1860er Jahren engagierte sich dieser vehement gegen den sich durchsetzenden Trend zur erneuten Kriminalisierung der Liebe zwischen Männern und forderte Gleichberechtigung (vgl. Ulrichs & Numantius, 1864; Gooß, 1995, S. 9; Haerberle, 1994, S. 5). Sein politisches Manifest »Forschungen über das Räthsel der mann-männlichen Liebe« ist eines der frühesten Dokumente eines modernen Outings als bewusster politischer Akt mit »offenem Visier« (Ulrichs & Numantius, 1864, S. XII). Seine – zunächst auf Männer und Intersexuelle beschränkte – politische Strategie war die Polarisierung zwischen zwei Menschentypen: der Mehrheit der frauenliebenden Männer, die er – nach einem Mythos Platons (vgl. Ulrichs & Numantius, 1864) Dioninge nennt – und der entrechteten Minderheit der männerliebenden Männer und Intersexuellen, die

13 Eines der ersten dokumentierten Opfer der Psychiatrisierung von gleichgeschlechtlich Liebenden – unter dem Begriff der »conträren Sexualempfindung« – war eine frauenliebende Frau, die Anzüge als Kleidung bevorzugte. Sie wurde 1864 in die »Irren-Abteilung« (Westphal, 1869, S. 73) der Berliner Charité verbracht und von dem Psychiater Carl Westphal »behandelt«. Fr. N. leide »angeblich seit ihrem achten Jahre an einer Wuth, Frauen zu lieben und mit ihnen ausser [sic] Scherzen und Küssen Onanie zu treiben« (ebd., S. 73).

14 Dass die Folgen ambivalent sind, zeigt sich daran, dass ein biografischer Zugang zur Sexualität eine Voraussetzung dafür war, dass Freud eben diese Methode zur Hilfe nahm, um die biografische Konstruktion von Heterosexualität in den Blick zu nehmen (vgl. Kap. 2.2.2).

er als Urninge bezeichnet: »Was **euch Dioningen** geschlechtlich angeboren ist, kann für männerliebende Zwitter und für uns Urninge nicht maßgebend sein« (Ulrichs & Numantius, 1864, S. 7; Hervorh. i.O.). Die These der angeborenen Differenz zwischen den beiden Menschentypen macht Ulrichs zur Grundlage seiner Forderung nach gesellschaftlicher Anerkennung. Damit kreiert er einen bis heute verbreiteten Anerkennungsdiskurs Homosexueller. Zudem formuliert er eine in den folgenden Jahren bestimmende Theorie geschlechtlicher und sexueller Entwicklung. Alle Menschen würden sich aus einem »embryologischen Urzwitter« (Ulrichs, 1868, S. 17) entwickeln. In welcher Kombination und zu welchem Anteil diese Anlagen einem Menschen mitgegeben würden, sei individuell unterschiedlich (vgl. ebd.; 1899, S. 68; Gooß, 1995, S. 11). Männer, die Männer lieben, seien zwar mit einem männlichen Körper geboren, jedoch mit einer weiblichen Seele ausgestattet.¹⁵ Analog formulierte er dies auch für Frauen, die Frauen lieben: Sie seien Urninginnen mit einer männlichen Seele (vgl. Ulrichs, 1868, S. 6). Auch Menschen, die Männer und Frauen begehren – heute als Bisexuelle bezeichnet –, versuchte er in sein Schema einzufügen: Sie nennt er Uranodioninge und Uranodioninnen (vgl. ebd., S. 18). Alles in allem schlägt er vor, von sieben Geschlechtskategorien auszugehen: Männer, Frauen, Urninge, Urninginnen, Uranodioninge und Uranodioninnen und Zwittern. Aber die Urandioning_innen bleiben ihm, zumindest wenn sie beide Geschlechter lieben und begehren, »rätselhaft« (ebd., S. 21). Sie wollen nicht recht in die von ihm vorgeschlagene Typisierung für jedes sexuelle Begehren passen. Das liegt daran, dass Ulrichs Forderungen zwar radikal sind, aber letztlich auf den modernen Grundannahmen hierarchischer Zweigeschlechtlichkeit und den damit einhergehenden Bemühungen beruhen, sexuelles Verhalten als einen unveränderlichen biologischen Bestandteil jedes Menschen zu betrachten. Die Existenz der »Uranodioning_innen« ist eine logische Konsequenz dieser Ordnung, sie sind jedoch zugleich »theoretische Störenfriede« (Gagnon et al., 1994, S. 71; Haeberle, 1994, S. 33), da sie die klaren Grenzen der neuen Ordnung durch ihre Existenz in Zweifel ziehen.

Arbeiten, die sich genauer mit der Rolle von Bisexualität in den frühen Sexualwissenschaften auseinandersetzen (vgl. Altendorf, 1993; Angelides,

15 Hierbei handelt es sich um eine Argumentation, die sich auch heute noch in alltäglichen Beschreibungen von Transsexualität als einem Konflikt zwischen Seele und Körper wiederfindet.

2001; Gooß, 1995), zeigen, dass Bisexualität nicht auf einen Effekt der sexualwissenschaftlichen und politischen Konstruktion von Homosexuellen als Gruppe reduziert werden kann. Denn die von Ulrichs formulierte These der »konstitutionellen Bisexualität« (Gooß, 1995, S. 20) aller Menschen, die sein Ordnungsschema des Sexuellen begründet, wurde in der Sexualwissenschaft breit zur Kenntnis genommen und ihrem Korpus einverleibt (vgl. z. B. Krafft-Ebing, 1898, S. 216). Tatsächlich findet sich diese Annahme quer über die theoretisch unterschiedlich angelegten sexualwissenschaftlichen Arbeiten bis hin zur Psychoanalyse (vgl. Ellis & Symonds, 1887, S. 132; Freud, 1977 [1905], S. 19, 21f.; Krafft-Ebing, 1898, S. 220). Bisexualität wird zu einem wichtigen Ursprungsmythos der Entwicklung von Sexualität und Geschlecht in der Moderne. Sie liefert einen Ausgangspunkt der evolutionär und linear angelegten Modelle von Geschlecht und Sexualität, wie Steven Angelides ausführt:

»For it was in the evolutionary process of becoming (hu)man that one was to transcend the physical and psychical animal ancestry of primordial bisexuality. In the Darwinian chain of being, this was an upward movement out of the domain of nature and into that of culture; an evolutionary progression from sexual ambiguity to sexual distinction. Only the prototypical Western bourgeois male, however, had successfully completed this transition from (bisexual) *nature* to (sexual differentiated) *culture*, divesting himself of his animal heritage« (Angelides, 2001, S. 33f., Hervorh., i.O.).

Er betrachtet das moderne evolutionäre Modell des Sexuellen mit Bisexualität als Ort des Ursprungs als eine ideologische Antwort auf eine Krise der weißen¹⁶ bürgerlichen Männlichkeit im späten 19. Jahrhundert. In einer

16 Angelides formuliert die These, dass die Konzeption von Bisexualität als Ursprung nicht nur ein lineares geschlechtlich-sexuelles Entwicklungsmodell ermöglichte, sondern ebenfalls eine Grundlage neuer Legitimationsweisen von Rassismus bildete (vgl. Angelides, 2001, S. 41; vgl. auch Monro, 2015, S. 12). Die Entwicklung moderner rassistischer Ideologien aus Bisexualitätstheorien herleiten zu wollen, halte ich für eine Überbewertung ihrer Bedeutung, aber es ergeben sich tatsächlich auffallende Überschneidungen. Klassische Sexualwissenschaftler wie Ellis, Hirschfeld oder Krafft-Ebing waren – trotz erheblicher theoretischer Differenzen – von der Notwendigkeit der Anwendung eugenischer Maßnahmen überzeugt (vgl. Sigusch, 2008, S. 387; Ellis, 1912; Krafft-Ebing, 1898, S. 278). Magnus Hirschfeld – meist unkritisch als Galionsfigur der frühen Homosexuellenbewegung vereinnahmt (etwa in der nach ihm benannten Bundesstiftung) – argu-

Situation gesellschaftlicher Umwälzung – Durchsetzung des industriellen Kapitalismus, Verstädterung, Emanzipationsbewegungen von Frauen und Arbeiter_innen – bedurfte es einer neuen Begründung gesellschaftlicher Herrschaft (vgl. Angelides, 2001, S. 35f.).¹⁷

Diese Analyse lässt sich auf das Modell sexueller Entwicklung, das Freud vorschlägt, übertragen (vgl. auch Kap. 2.2.1):

»Der Psychoanalyse erscheint vielmehr die Unabhängigkeit der Objektwahl vom Geschlecht des Objektes, die gleich freie Verfügung über männliche und weibliche Objekte, wie sie im Kindesalter, in primitiven Zuständen und früh-historischen Zeiten zu beobachten ist, als das Ursprüngliche, aus dem sich durch Einschränkung nach der einen oder der anderen Seite >der normale< wie der >Inversionstypus< entwickeln« (Freud, 1977, S. 22).

Der Abstand zu einer bisexuellen sexuellen Objektwahl ist für Freud der Maßstab der Zivilisation, ein Zustand, den nur Hetero- und Homosexuelle erlangen (vgl. Ritter, 2014, S. 202; Angelides, 2006, S. 138; Du Plessis, 1996). Die Geschlechterdifferenzierung von der (männlich angelegten) Ein- zur Zweigeschlechtlichkeit (vgl. Kap. 2.2.2) und eine geschlechtlich eindeutige Objektbesetzung ist in diesem Modell die notwendige Voraussetzung, um eine psychische Entwicklung zu einem erwachsenen und westlich zivilisierten Individuum zu vollziehen (vgl. auch Rapoport, 2012).

Erst in den 1950er Jahren bildete sich in den Sexualwissenschaften ein neuer Diskursstrang, der grundsätzlich mit der Vorstellung brach, der soziale Bereich des Sexuellen bestehe aus klar voneinander unterscheidbaren Menschengruppen. Dies ermöglichte eine neue Perspektive auf Bisexualität als ein recht weitverbreitetes Verhalten.

mentiert rassistisch, wenn er Homosexualität als eine Form der natürlichen Selektion bezeichnet, da diese die Fortpflanzung ausschließe und damit eine Weitergabe von Genen an die kommenden Generationen verhindere (vgl. Altendorf, 1993, S. 49).

17 Übereinstimmend mit Angelides' Annahmen ist seit Mitte der 1970er Jahre in der Geschlechterforschung die These der »Polarisierung der Geschlechtscharaktere« (Hausen, 1976) im 19. Jahrhundert als Teil des Prozesses der Durchsetzung des industriellen Kapitalismus formuliert worden. Präziser wurde diese ideologische Polarisation hier mit der neuen materiellen Trennung zwischen den nun allein Frauen zugewiesenen Bereichen des Privaten, der Familie und der Reproduktion und den Männern offen stehenden Bereichen der Öffentlichkeit, des Berufslebens und der Produktion verknüpft.

3.1.2 Bisexualität als Verhaltensweise

Die 1950er Jahre in Westdeutschland waren geprägt von sexuellem Konservatismus in der Politik und der Tabuisierung des Themas Sexualität in der Kultur (vgl. Schmidt, 2005, S. 151f.). Das zeigt sich unter anderem an der Aufrechterhaltung von § 175 StGB in seiner nationalsozialistischen Fassung und der sexistischen Familienpolitik der Adenauer-Ära. Im ähnlich konservativen Klima der USA behaupteten Alfred Kinsey und seine Kolleg_innen in ihrer breit angelegten Studie über das sexuelle Verhalten der US-Amerikaner: 28 Prozent der von ihm und seinen Mitarbeiter_innen befragten Frauen würden zumindest eine gleichgeschlechtliche sexuelle Erfahrung in ihrem Leben machen (vgl. Kinsey et al., 1953, S. 488) und 37 Prozent der Männer hätten nach ihrer Adoleszenz mindestens eine sexuelle Erfahrung mit einem Mann gemacht und 50 Prozent hätten in ihrem Leben schon einmal sexuell auf einen Mann reagiert (vgl. Kinsey et al., 1953, S. 474). Die Behauptung, Sex würde in den USA in der Regel als vaginaler Verkehr mit reproduktiven Zielen in der heterosexuellen Ehe stattfinden, erwies sich als empirisch nicht haltbar. Die Wirkung der Verbreitung dieser Erkenntnisse kann als »kathartisch« (Gooß, 1995, S. 75) bezeichnet werden, brach sie doch mit der stillschweigenden Annahme einer sehr großen Anzahl von Menschen, sie allein würden sich nicht an die Regeln der genitalen und fortpflanzungsorientierten Heterosexualität halten (vgl. Plummer, 1975, S. 50). Dazu gehört eine neue Sichtbarkeit der großen Verbreitung von geschlechterübergreifenden sexuellen Reaktionen und Verhaltensweisen und der Veränderbarkeit sexueller Vorlieben im Laufe des Lebens.

Diese Provokation der Sexualmoral erregte ein Interesse, das weit über den akademischen Diskurs hinausging. Kinsey konnte mit seinen Vorträgen im Jahr 1948 Sportstadien füllen (vgl. Sigusch, 2008, S. 398) und die Ergebnisse seiner Studien hatten einen entscheidenden Einfluss auf den Diskurs in Westdeutschland, der sich auch auf die Soziologie erstreckte (vgl. ebd., S. 398).

Ihre Daten führten die Autor_innen der Studie zu der These, dass die gesellschaftliche Einteilung von Menschen danach, welches Geschlecht sie begehren, wissenschaftlich nicht haltbar sei.

»Males do not represent two discrete populations, heterosexual and homosexual. The world is not to be divided into sheep and goats. Not all things

are black nor all things white. It is a fundamental of taxonomy that nature rarely deals with discrete categories. Only the human mind invents categories and tries to force facts into separated pigeon-holes. The living world is a continuum in each and every one of its aspects. The sooner we learn this concerning human sexual behavior the sooner we shall reach a sound understanding of the realities of sex« (Kinsey et al., 1948, S. 639).¹⁸

Das Modell eines Kontinuums des sexuellen Verhaltens von Menschen (vgl. auch Kap. 3.3.1) stellt eine biologisch begründete und empirisch belegte Kritik einer unangemessenen sozialen Gruppenkonstruktion mit den Kategorien Homo- und Heterosexualität dar. Biologisch ergibt sich ein Bild der Vielfalt sexuellen Verhaltens. Dass Menschen sich dennoch im Laufe ihres Lebens sexuell auf eine Geschlechterkategorie festlegten, sahen die Autor_innen dagegen in »sozialem Druck« begründet: »social pressures which tend to [direct] an individual into an exclusive pattern of one or the other sort« (Kinsey et al., 1953, S. 450). Indem sie die große Bandbreite sexuellen Verhaltens von Menschen lapidar als Effekt natürlicher Vielfalt betrachten, verzichteten sie auf Erklärungs- oder Entwicklungsmodelle sexuellen Verhaltens, wie sie sexualwissenschaftlichen, politischen und psychoanalytischen Ansätzen zugrunde liegen (vgl. Monro, 2015, S. 14 und Kap. 3.1.1). Damit handelt es sich um eine radikale Kritik der Grundannahme der institutionalisierten Heterosexualität der USA der 1950er Jahre, die die wissenschaftliche Basis der Suche nach den biologischen und biografischen Gründen für von der genitalen Heterosexualität abweichendem Verhalten infrage stellt (vgl. Altendorf, 1993, S. 72; Gagnon et al., 1994, S. 72; Gooß, 1995, S. 75; Haerberle, 1994, S. 17).

Einerseits lieferten die Erkenntnisse der Kinsey-Studien damit wichtige Argumente, Sexualität nicht nach polaren und linearen Ordnungsmustern zu organisieren (vgl. Altendorf, 1993, S. 74). Andererseits lässt sich einwenden, dass das Schema der einfachen Gegenüberstellung einer biologischen sexuellen Vielfalt und des sozialen Drucks, der dieses einschränke, keine Antwort darauf liefert, in welcher Weise die biologischen menschlichen Kapazitäten des Menschen sozial organisiert werden (vgl. Gagnon et al., 1994, S. 74 und Kap. 2). Dies zeigt sich auch daran, dass die in der Studie formulierte Annahme der natürlichen Vielfalt des Menschen nicht auf die Ka-

18 Diese hier in Bezug auf Männer formulierte These wird ebenfalls in einer Folgestudie aufgestellt, in der Frauen befragt wurden (vgl. Kinsey et al., 1953, S. 469).

tegorie Geschlecht bezogen wird, obwohl in dieser Hinsicht genauso gute Argumente vorliegen (vgl. Gagnon et al., 1994, S. 74; Voß, 2010).

3.1.3 Bisexualität als Etikett

Selten wird die späte Moderne genau datiert (vgl. Kap. 2.1), aber in Bezug auf die soziale Organisation der Sexualität in Westdeutschland lässt sich seit den 1960er Jahren ein deutlicher Wandel beobachten, eine Zeit in der die meisten unserer Interviewpartner_innen aufgewachsen sind (vgl. Kap. 4.4.2). Das zeigt sich rechtlich in der Entschärfung des bi- und homosexuellenfeindlichen § 175 StGB im Jahr 1969 (vgl. Dworek, 2012). Als Motoren dieser Entwicklung sieht Gunter Schmidt soziale Bewegungen – vor allem die Studierenden-, Homosexuellen- und Frauenbewegung – und kapitalistische Modernisierungsprozesse, die eine strikte Sexualmoral überflüssig und Sexualität zunehmend zu einem Konsumgut machten (vgl. Schmidt, 2005, 158). Dabei verbreiterte sich das Alltagswissen um Sexualität immens: Sprechen über Sexualität und Verhütung wurden zunehmend leichter. Diese Entwicklung prägten Pionier_innen der Sexualaufklärung in Deutschland, wie Oswald Kolle – selbst bisexuell (vgl. Sigusch, 2011, S. 115) – und Beate Uhse (vgl. Schmidt, 2005, 159). Es ging bei dieser Entwicklung jedoch nicht um eine Befreiung der Sexualität, sondern um eine grundlegende Veränderung ihrer sozialen Organisation (vgl. Kap. 2.1).

In diesem gesellschaftlichen Kontext beginnen sich seit den 1970er Jahren in Westeuropa und den USA Menschen, die mehr als ein Geschlecht begehren, als bisexuell zu bezeichnen und manche beginnen, diese Bezeichnung zu nutzen, um sich zu vernetzen und politisch zu organisieren.¹⁹ Diese Entwicklung ist nicht auf diese Regionen beschränkt; so hat sich zum Beispiel in Kolumbien seit dem Jahr 2006 eine aktive politische Selbstorganisation Bisexueller herausgebildet (vgl. Monro, 2015, S. 158). Eine politische Selbstorganisation findet in Deutschland seit den 1980er Jahren statt (vgl. Hüser & König, 1995, S. 138; Ritter, 2014, S. 203) – ein Umstand, der unmittelbaren Einfluss auf die Biografien mancher Interviewpartner hat, wie die Lebensgeschichte von Susanne Albers zeigt, die

¹⁹ Bisexuell lebende Menschen waren selbstverständlich schon zuvor Teil sozialer Bewegungen, aber sie organisierten sich seltener unter diesem Begriff selbst (vgl. Alexander & Anderlini-D’Onofrio, 2012, S. 2).

Ende der 1990er Jahre das erste Mal eine organisierte Gruppe von Bisexuellen auf dem CSD sieht und begeistert ist:

»Wir haben uns zuerst die Parade angeschaut und da habe ich diese Bi-Gruppe gesehen <<Ja>> und war wirklich, völlig hin und weg dass die nen Stand hatten weil ich dachte so Boah« (SuA, 71/9–11).

Ein weiteres wichtiges Datum war in diesem Zusammenhang die Gründung eines bundesweiten Netzwerkes im Jahr 1992 in Form des Vereines BiNe – Bisexuelles Netzwerk e.V. (vgl. Bisexuelles Netzwerk, o.J.) –, das bis heute existiert und aus dessen Umfeld einige der Interviewpartner_innen, die an unserer Studie teilgenommen haben, gekommen sind.

Dass sich Bisexualität als Selbstbezeichnung und Form der Selbstorganisation etablieren konnte, wird je nach Analyse als Ergebnis der Individualisierung und Pluralisierung der Gesellschaft in der späten Moderne (vgl. Hüfers & König, 1995), Teil der Restrukturierungen des postfordistischen Konsumkapitalismus (vgl. Storr, 1999, S. 320; Nathanson, 2002), Effekt eines »Neo-Essenzialismus« (vgl. Gagnon et al. 1994, S. 75; Schmidt 2005, S. 138) oder der ausschließenden Praxen innerhalb schwul-lesbischer Zusammenhänge (vgl. Callis, 2009) betrachtet.

In Anlehnung an die These Anthony Giddens', dass sich Ende des 20. Jahrhunderts eine modellierbare Sexualität herausbildet (vgl. Kap. 2.1), die kaum mehr an ihre Fortpflanzungsfunktion gebunden ist, betrachten Francis Hüfers und Almuth König die Verbreitung einer Selbstbezeichnung als bisexuell als Effekt der gesellschaftlichen Pluralisierung und Individualisierung, die das Geschlechterverhältnis und Beziehungsmodelle erfassen (vgl. Hüfers & König, 1995, S. 86). Sowohl bisexuelle Beziehungen als auch die Selbstbezeichnung Bisexualität hätten unter diesen Bedingungen viel mehr Möglichkeiten sich zu entfalten (vgl. ebd., S. 89). Im Gegensatz zu vielen anderen Arbeiten erwähnen Hüfers und König die Ambivalenz der neuen gesellschaftlichen Spielräume, die auch neue Formen der Isolation, Verunsicherung und des Wahlzwanges hervorrufen würden (vgl. ebd., S. 90). Insofern warnen sie davor, Bisexualität zu idealisieren oder ihre Bedeutung überzubewerten. Sie sei lediglich eine Ausdrucksform des sexuellen Wandels der letzten Jahrzehnte. Auffällig sei das Fehlen eines allgemein verfügbaren sozialen Etiketts von Bisexualität (vgl. ebd., S. 97) – ein Thema, das ich in der Darstellung der Ergebnisse der Fallrekonstruktionen (vgl. Kap. 5) und der Diskussion dieser Ergebnisse (vgl. Kap. 6.1) ausführen werde.

Merl Storr stellt die These auf, dass die Entstehung von Bisexualität als Identitätskategorie sich in enger Verknüpfung mit einer Neuordnung des Kapitalismus seit den 1970er Jahren herausgebildet hat (vgl. Storr, 1999). Diese versuche eine Krise der Produktion über Deregulierung und die Schaffung neuer Absatzmärkte zu überwinden, wovon ebenfalls der soziale Bereich des Sexuellen betroffen sei. Vor diesem Hintergrund kritisiert Storr die verbreitete Annahme, Bisexualität sei eine Verhaltensweise, Selbstbeschreibung oder ein theoretischer Ausgangspunkt, der sich im Gegensatz zum kapitalistischen System befinde (vgl. Storr, 1999, S. 318; Eadie, 1999):

»Indeed I would argue further that the demands of current bisexual theory and politics – for visibility, for open-endedness or indeterminacy, for the end of categorization – accord with a logic or discourse not of political freedom, but of consumer freedom« (vgl. Storr, 1999, S. 319).

Die Argumentation von Storr bewegt sich dabei – wie sie auch selbst schreibt – vor allem auf einer theoretischen Ebene und lässt sich nicht ohne Weiteres auf die Alltagserfahrung von Bisexuellen im Kapitalismus übertragen. Bestimmte Formen der Bisexualität sind Teil der sexuellen Konsumwelt der späten Moderne geworden. Typisch hierfür ist vor allem die sexualisierte Darstellung bisexueller Frauen in der Pornografie und zunehmend in Alltagsinszenierungen (vgl. Monro, 2015, S. 120; Fahs, 2012). Diese werden vor allem für ein männliches Publikum inszeniert. Dabei handelt es sich um ein vergeschlechtlichtes Phänomen, was sich darin zeigt, dass bisexuelle Männer in diesen Darstellungen unsichtbar bleiben (vgl. Monro, 2015, S. 132). Diese Kommodifizierung bestimmter Formen von Bisexualität lässt nicht den Schluss zu, dass Bisexualität als eine alltägliche Lebensform besonders anschlussfähig an eine kapitalistische Verwertungslogik ist. Studien über die Erfahrungen von Bisexuellen am Arbeitsplatz zeigen, dass diese sich an ihrem Arbeitsplatz seltener outen als ihre homosexuellen Kolleg_innen und Diskriminierungserfahrungen unter ihnen sehr verbreitet sind (vgl. Agentur der Europäischen Union für Grundrechte, 2014; Monro, 2015, S. 118, 112). Es ist daher sinnvoll, die Erfahrungen, die Bisexuelle im Alltag machen, nicht mit der warenförmigen Erscheinung von Bisexualität gleichzusetzen.

Die sich verändernde ökonomische Situation in Westeuropa hält Nathanson für eine Voraussetzung für das Verständnis der Herausbildung einer bisexuellen Bewegung (vgl. Nathanson, 2002). Anhand der

Analyse der Konflikte zwischen bisexuellen und lesbischen Gruppen im US-amerikanischen Northhampton²⁰ zwischen 1989 und 1993 arbeitet sie heraus, dass die lokale lesbische Community unter starken ökonomischen Druck geraten war und viele ihrer Organisationen schließen mussten (vgl. Nathanson, 2002, S. 147; vgl. zu dem Thema auch Hemmings, 2002, S. 90). Der Anspruch Bisexueller auf Anerkennung und einen Platz innerhalb der Community wurde in dieser prekären Situation von vielen Lesben als Bedrohung der Räume, Organisationen und Politiken angesehen, die sie sich in einer homosexuellenfeindlichen Gesellschaft aufgebaut hatten. Im Gegensatz zu Storr betrachtet Nathanson die kapitalistische Modernisierung eher als Kontext der Formierung von Bisexuellen als Gruppe:

»I would like to suggest that we view this as an incident in which a rapidly changing environment pitted two marginalized groups against each other. A shifting sexual politics which promoted sexual diversity and tolerance over lesbian feminism; a rapidly emerging bisexual movement that, for bisexuals, was a second Stonewall; an economic recession and conservative political climate that saw an end to lesbian collectives, businesses, and space« (Nathanson, 2002, S. 156).

Wie Storr betont April Callis die große Bedeutung der homosexuellen Bewegung nach Stonewall und der sich in der Folge entwickelnden schwulen und lesbischen Szenen für die politische Selbstorganisation Bisexueller: »Thus, the ›reverse discourse‹ utilized by bisexual politics would have been based in the rhetoric of gay and lesbian politics, rather than in science« (Callis, 2009, S. 225).

Sie argumentiert, dass Schwule und Lesben die pathologisierenden medizinischen Konzepte der Sexualwissenschaft (vgl. 3.1.1) für sich nutzbar machen und aneignen konnten, während Bisexuellen diese Strategie nicht offen stand. Kritisch betrachten Gagnon und Kolleg_innen wie auch Schmidt die Herausbildung einer bisexuellen Identität als Effekt eines Neo-Essenzialismus, der an die biologischen Sexualitätskonzepte

20 Aufgrund fehlender Arbeiten in Deutschland beziehe ich – wie eingangs erwähnt – Analysen aus England und den USA ein. Diese Arbeiten können Hypothesen für die empirische Auswertung liefern. Eine direkte Übertragung der Ergebnisse auf den deutschen Kontext ist nicht möglich.

der frühen Sexualwissenschaften erinnere (vgl. Gagnon et al., 1994, S. 75; Schmidt, 2005, S. 147).

Einer der wichtigsten historischen Wendepunkte für die jüngste Geschichte der Bisexualität ist die Verbreitung des sexuell übertragbaren Humanen Immundefizienz-Virus (HIV) in den 1980er Jahren und der gesellschaftliche Umgang mit dieser Krise. Viele Bisexuelle waren Opfer des Virus und verloren Freund_innen und Angehörige, wie auch einer unserer Interviewpartner berichtet (vgl. Kap. 5.3):

»Ja, um die beiden [zwei Freunde, die an AIDS gestorben sind] ((weint)) trauer ich bis heute (19) die Zeit also diese ganzen (2) achtziger Jahre also ich sag jetzt mal so von 1984 bis (2) etwa 1994 so knapp zehn Jahre, das waren für mich eigentlich die schlimmsten zehn Jahre die ich in meinem Leben überhaupt erlebt hab ich hab ja- ich sag das ja auch heute noch das war wie Krieg« (MS, 40–41/49–10).

Bisexuelle waren nicht allein durch die verheerenden Auswirkungen des Virus betroffen, sondern wurden zudem in einer vorher unbekanntem Art und Weise stigmatisiert. Bisexuelles Verhalten wurde als ein »Transmissionsriemen« (Sigusch, 2011, S. 115) zwischen einer vermeintlich heilen heterosexuellen und einer mit Krankheit assoziierten homosexuellen Welt betrachtet (vgl. Ault, 1994, S. 118; Garber, 1995, S. 27; Gooß, 1995, S. 115; Hüser & König, 1995, S. 90; Isgro, 2006, S. 162; Ochs, 1996, S. 227; Rodríguez Rust, 2000, S. 335; Herrmann, 2002, S. 11; Gagnon et al., 1994, S. 88). Anstatt sich Gedanken über die Versorgung der Erkrankten und ihrer Angehörigen zu machen oder sexuelle Aufklärung zu betreiben, wurden insbesondere nicht geoutete Männer, die Sex mit Männern haben²¹, als eine »unsichtbare Bedrohung« imaginiert: »The stereotype of the cheating bisexual husband, >unwilling or unable to control his dangerous double love life<, becomes a natural and inevitable scapegoat for the transmisson of AIDS to an >innocent< an unsuspecting population« (Garber, 1995, S. 94). Diese Tendenz lässt sich ebenso in epidemiologischen Studien, die seit dem Jahrtausendwechsel erschienen sind, nachweisen (vgl. Levin et al., 2009; Siegel, Schrimshaw, Leks &

21 »Männer, die Sex mit Männern haben« (MSM) ist ein etablierter Terminus, der sexuelles Handeln in den Mittelpunkt stellt und deutlich macht, dass aus diesem nicht notwendig eine bestimmte Selbstbezeichnung, etwa als homo- oder auch bisexuell, folgt.

Parsons, 2008; Zule, Bobashev, Wechsberg, Costenbader & Coomes, 2009).

Dagegen hebt Paula Rodríguez Rust positive Seiten in der neuen negativen Sichtbarkeit von Bisexuellen hervor: Bisexualität wird in Studien zunehmend als eigenständige Kategorie benannt und untersucht und nicht mehr homosexuellem Verhalten untergeordnet (vgl. Rodríguez Rust, 2000, S. 403). Dieser Argumentation lässt sich entgegenhalten, dass viele frühe Studien mit stigmatisierenden Gruppenkonstruktionen und essenzialistischen Modellen arbeiten. Sie unterscheiden weder angemessen zwischen Bisexualität als Verhaltens- und Identitätskategorie noch reflektieren sie, dass Bisexualität eine große Vielfalt von sexuellen Verhaltensweisen umfasst (vgl. Gagnon et al., 1994, S. 88f.).

Durch ein breites Wissen um den HI-Virus, Verhütungspraktiken und neue Medikamente, die in Westeuropa und den USA verfügbar sind, ist Bisexualität dort nur noch selten Gegenstand moralischer Panik in Bezug auf HIV. Seit den 2000er Jahren entwickeln sich stattdessen immer wieder Diskursstränge, welche die Existenz von Bisexualität in Zweifel ziehen (vgl. zu diesem Diskurs auch Kap. 3.2.2 weiter unten). Neu aufgegriffen wurde dieses Thema in dem Artikel »Straight, Gay oder Lying? Bisexuality Revisited« (vgl. Carey, 2005), der im Jahr 2005 in der New York Times veröffentlicht wurde:

»Some people are attracted to women; some are attracted to men. And some, if Sigmund Freud, Dr. Alfred Kinsey and millions of self-described bisexuals are to be believed, are drawn to both sexes. But a new study casts doubt on whether true bisexuality exists, at least in men« (Carey, 2005).

Diese Veröffentlichung wurde auch von manchen unserer Interviewpartner_innen – kritisch – wahrgenommen. Es handelt sich dabei um die massenmediale Verarbeitung einer sexualwissenschaftlichen Studie (vgl. Rieger et al., 2005; siehe auch Bailey, 2009; Ritter, 2014, S. 199). Bei der Versuchsanordnung wurden 101 Männern nach ihrer sexuellen Orientierung und ihrem sexuellen Verhalten gefragt. Anschließend wurden sie an einen Penis-Plethysmografen²² angeschlossen. Dieser sollte die Schwellung

22 Hierbei handelt es sich um eine Technik, die nicht nur im wissenschaftlichen Bereich genutzt wird. In Tschechien wurde sie zeitweise im Rahmen von Asylgesuchen verwendet, wenn Personen eine Verfolgung aufgrund von Homosexualität geltend machen

ihres Penis messen. Den Probanden der Studie wurden dann Videos mit ausschließlich homosexuellen, ausschließlich heterosexuellen sexuellen Handlungen und ein Tierfilm vorgespielt. Das Ergebnis der Studie war, dass sich bei den Männern, die sich als bisexuell bezeichneten, der Druck innerhalb ihrer Schwellkörper nicht bei beiderlei Filmmaterial erhöhte, sondern vorwiegend bei den explizit homosexuellen Szenen. Die Folgerung der Studie ist: Es existiere kein nachweisbares Muster bisexueller Erregung bei Männern (vgl. Bailey, 2009, S. 52). Dabei wird die Existenz von Bisexualität als Verhalten und Identifikation explizit nicht infrage gestellt. Diese falsche mediale Übersetzung der Ergebnisse zeigt, wie – auf der Basis vermeintlich »handfester« Messdaten – auch in den 2000er Jahren Bisexualität eine reale Existenz im Alltag abgesprochen wird. Abgesehen von der medialen Übersetzung ist das Vorgehen der Studie kritikwürdig (vgl. National Gay and Lesbian Task Force, 2005). Sie setzt sexuelle Orientierung mit einer sehr ungenauen Messung der Reaktion von penilen Schwellkörpern auf pornografisches Material gleich und reduziert sie damit auf ein phallogozentrisches Reiz-Reaktionsschema.

Für das Anliegen meiner Arbeit lässt sich auf der Grundlage dieser historischen Einordnung erstens festhalten, dass Bisexualität in der entstehenden Sexualwissenschaft und Psychoanalyse des 19. Jahrhunderts als Ursprung der geschlechtlichen und sexuellen Entwicklung konzipiert wurde. Dagegen galt Homosexualität zwar nicht als eine gleichberechtigte Möglichkeit der Wahl, ihre Existenz als eine dauerhafte sexuelle Ausrichtung stand außer Zweifel. Im »Ursprungsmodell« von Bisexualität wurde Bisexualität dagegen abgesprochen, überhaupt als eine erwachsene und dauerhafte sexuelle Ausrichtung zu existieren. Dieser historische Hintergrund ist eine wichtige Voraussetzung, um zeitgenössische Bilder von Bisexualität – welche den Interviewten in ihrem Leben begegnen – besser nachvollziehen zu können. Dazu gehören, wie ich weiter unten noch ausführlich darlege (vgl. Kap. 3.2.2), Zuschreibung von Unreife, Verantwortungslosigkeit und Maßlosigkeit. Als ein zweiter zentraler Aspekt lässt sich festhalten, dass Bisexualität erst seit den 1970er Jahren beginnt, ein soziales Etikett der Selbstbeschreibung zu werden. Diese Entwicklung vollzieht sich im Rahmen gesellschaftlicher Prozesse der sexuellen Liberalisierung und der

wollten (vgl. Spijkerboer & Jansen, 2011, S. 59). Es wird davon ausgegangen, dass dieses Verfahren, nach Protesten, seit dem Jahr 2009 in der Europäischen Union nicht mehr eingesetzt wird.

erhöhten Selbstorganisation von Homo- und später auch Bisexuellen unter diesem Label. Von einer linearen Entwicklung hin zu einer Etablierung von Bisexualität als ein gleichberechtigtes soziales Etikett für eine Beschreibung einer dauerhaften sexuellen Ausrichtung lässt sich dabei nicht sprechen. Auch nach den 2000er Jahren gibt es einen gesellschaftlichen Diskurs, der Bisexualität den sozialen Status als eine sexuelle Ausrichtung und legitime Selbstbezeichnung abspricht.

3.2 Theoretische Modelle

Nachdem ich drei historische Phasen vorgestellt habe, in denen sich neue Bedeutungen von Bisexualität herausgebildet haben, diskutiere ich im Folgenden theoretische Modelle von Bisexualität, die in den letzten Jahrzehnten vorgestellt wurden.

Dabei lassen sich auf der einen Seite Arbeiten hervorheben, die sich der Kritik der binären Ordnung des Sexuellen widmen. Hier dominieren Ansätze, die Bisexualität als eine epistemologisch kritische Position betrachten, die sich der binären Schließung von Diskursen um Geschlecht und Sexualität widersetzt (vgl. Altendorf, 1993; Angelides, 2001; Bower et al., 2002; Burrill, 2002; Callis, 2009; Daumer, 1992; Fritzsche, 2007; Garber, 1995; Gurevich et al., 2012; Whitney, 2002). In der Minderheit sind Studien, die Bisexualität als alltäglichen Bestandteil des sozialen Bereichs des Sexuellen auffassen (Du Plessis, 1996; Eadie, 1999; Hemmings, 2002).

Auf der anderen Seite existiert ein Bereich der Theoriebildung rund um das Thema Bisexualität, in dem es darum geht, die spezifischen Diskriminierungserfahrungen Bisexueller sichtbar zu machen und zu erklären, wie negative Einstellungen gegenüber Bisexuellen zustande kommen. Die Befunde dieser Arbeiten machen es möglich, von einer institutionalisierten Monosexualität zu sprechen, in der einer geschlechterübergreifenden Sexualität kein gleichberechtigter sozialer Status zugesprochen wird. Um die besonderen Erfahrungen von Bisexuellen – sowohl in der Mehrheitsgesellschaft als auch in der schwul-lesbischen Szene (vgl. Ault, 1994; Bower et al., 2002) zu benennen, wurde in Anlehnung an den Begriff der Homophobie Biphobie als Analysekategorie vorgeschlagen (vgl. Udis-Kessler, 1990; Ochs, 1996; Garber, 1995; Klesse, 2007). Andere analysieren den sozialen Bereich des Sexuellen in westlichen Gesellschaften als eine strukturell monosexuelle Ordnung (vgl. Schmidt, 2005), die auf einem gesellschaftlichen Vertrag

zwischen den etablierten Gruppen der Homo- und Heterosexuellen beruhe, Bisexualität nicht als eine anerkannte Kategorie akademischen und alltäglichen Wissens zuzulassen (vgl. Yoshino, 2000). Ich gehe im Folgenden nacheinander auf beide der hier skizzierten Stränge der Theoriebildung ein.

3.2.1 Die Kritik der binären Ordnung des Sexuellen

Seit den 1990er Jahren wird die These aufgestellt, die Kategorie Bisexualität sei ein besonders guter Ausgangspunkt, um eine Kritik der Unterteilung der spätmodernen Welt des Sexuellen in Hetero- und Homosexuelle und Männer und Frauen zu ermöglichen.

Eine frühe und in Deutschland einflussreiche Studie wurde von der Psychoanalytikerin Charlotte Wolff vorgelegt, die vor den deutschen Nationalsozialist_innen nach England geflohen war (vgl. Wolff, 1979). Sie hebt in der Tradition Freuds das bisexuelle Potenzial jedes Menschen hervor und stellt damit sein Entwicklungsmodell auf den Kopf. Freud betrachtete das Entwicklungsziel einer ausschließlich genitalen Heterosexualität und die mit ihr einhergehende Sublimierung von Sexualität als Voraussetzung kultureller Entwicklung (vgl. Freud, 2015 und Kap. 3.1.1). Wolff sieht in der Anerkennung und Förderung des bisexuellen Potenzials aller Menschen die Möglichkeit gesellschaftlicher Emanzipation.²³ Ihre Studie war ein wichtiger Bezugspunkt für die sich seit den 1980er Jahren entwickelnde Selbstorganisation bisexueller Menschen in Deutschland (vgl. Altendorf, 1993, S. 120; Hüasers & König, 1995, S. 138).

Auch Elisabeth Daumer lehnt es ab, Bisexualität auf eine dritte Kategorie sexuellen Begehrens zu reduzieren (vgl. Daumer, 1992, S. 91), und sieht in ihr das Potenzial der Kritik der binären Ordnung des Sexuellen. Sie hinterfragt empirische Sexualitätsmodelle, wie sie in der Folge der Skala von Kinsey entwickelt wurden (vgl. Kap. 3.1.2 und 3.3.1), den sie

23 Ein Modell von Bisexualität als emanzipatorische Entwicklungsmöglichkeit für das Individuum und die Gesellschaft ist angesichts der lange vorherrschenden Bi- und Homosexuellenfeindlichkeit in der psychoanalytischen Theorie und psychoanalytischen Vereinigungen nicht selbstverständlich. Erst im Jahr 1991 verabschiedete die Amerikanische Psychoanalytische Vereinigung eine Antidiskriminierungsklausel, die unter anderem den – zuvor praktizierten – Ausschluss bi- und homosexueller Menschen von der Ausbildung als Psychoanalytiker_in untersagte (vgl. Auchincloss & Vaughan, 2001).

an dieser Stelle nicht explizit erwähnt. Ihrer Meinung nach sollte es nicht darum gehen, sexuelles Verhalten von Menschen auf noch so differenzierten Skalen messbar zu machen – Skalen, die erst durch die naturalisierten Pole Mann und Frau sowie homo- und heterosexuell, möglich werden. Sie plädiert dafür, die Mehrdeutigkeit von Bisexualität aufrechtzuerhalten. In dieser Mehrdeutigkeit zeige sie sich »as an epistemological as well as ethical vantage point from which we can examine and deconstruct bipolar framework of gender and sexuality« (Daumer, 1992, S. 98). Ähnlich argumentiert Marion Altendorf: »Bisexuelles Empfinden bietet sich m. E. tatsächlich dazu an, bzw. ist eine gute Voraussetzung dafür, das dichotome Denkschema aufzubrechen« (Altendorf, 1993, S. 12). Für sie heißt das, im Nachdenken über Sexualität eine Vielschichtigkeit wiederzugewinnen, die sie nicht auf ein binäres Entweder-oder-Schema reduziert, sie nicht mit Wenn-dann-Kausalitäten zu erklären versucht oder ihr ein lineares Schema gibt (vgl. ebd.).²⁴ Eine der prominentesten Vertreterinnen dieser These ist Marjorie Garber:

»If bisexuality is in fact, as I suspect it to be, not just another sexual orientation but rather a sexuality that undoes sexual orientation as a category, a sexuality that threatens and challenges the easy binarities of straight and gay, queer and >het<, and even, through its biological and physiological meanings, the gender categories of male and female, then the search of the meaning of the word >bisexual< offers a different kind of lesson. Rather than naming an invisible, undernoticed minority now finding its place in the sun, >bisexual< turns out to be, like bisexuals themselves, everywhere and nowhere« (Garber, 1995, S. 65f.; vgl. zu einer ähnlichen Argumentation Burrill, 2002; Bower et al., 2002; Whitney, 2002; Wolff, 1979).

Sie betrachtet Bisexualität als eine Art kategoriale Durchlauferhitzerin, die die starren Ordnungsmuster der spätmodernen Sexualitätsordnung an ihren Schmelzpunkt bringen könne. Garber schlägt daher vor, Bisexualität als narrative Struktur aufzufassen: »Bisexuality, as I have suggested, is not an >identity< (or a figure or a trope) but a narrative, a story« (Garber, 1995, S. 87; vgl. auch Rodríguez Rust, 2009). Garbers Argument, dass Bi-

24 Allerdings bleibt sie in ihrer Einschätzung ambivalent, wenn sie an anderer Stelle hervorhebt, dass Bisexualität theoretisch als »Bindeglied zwischen binärer Schematisierung/Norm und beobachtbarer Vielfalt« fungiert (Altendorf, 1993, S. 133).

sexualität im Gegensatz zu Homosexualität nicht einfach abbildbar ist und sie daher notwendigerweise auf die temporale und biografische Dimension des Sexuellen verweist, ist überzeugend: »One of the purposes of studying bisexuality is not to get people to >admit< they >are< bisexual, but rather to restore to them and the people they have loved the full, complex, and often contradictory stories of their lives« (Garber, 1995).

Auch in meiner Arbeit vertrete ich den Standpunkt, dass eine Anerkennung der Komplexität und Wandelbarkeit von Sexualität die Voraussetzung dafür ist, sexuellen Handlungsweisen, die sich nicht an Geschlechtergrenzen halten, einen angemessenen Platz im wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Diskurs zu ermöglichen. Garbers Schlussfolgerung, dass Bisexualität selbst ein Narrativ darstelle und sich daher strukturell von anderen sexuellen Verhaltensweisen unterscheide, ist jedoch nicht nachvollziehbar. Sie verklärt mit dieser Argumentation Bisexualität zu einer authentischeren Sexualität, während sie die Komplexität monosexueller Lebensweisen unterschätzt. Aus ähnlichen Gründen kritisiert Bettina Fritzsche Ansätze – wie Garbers –, die Bisexualität eine besonders fortschrittliche und kritische Position zuschreiben. Sie macht stattdessen den Vorschlag, die Ambivalenz zum theoretischen Kern von Bisexualität zu erklären und sie als »Bestandteil und zugleich Überschuss« (Fritzsche, 2007, S. 127) der sexuellen Ordnung zu betrachten. Ihre Folgerung, Bisexualität als ein »Irrlicht« zu begreifen, wird dem von ihr formulierten theoretischen Anspruch nicht gerecht. Das zeigt: Auch Arbeiten, die die Positionierung von Bisexualität als eine Kategorie, die per se außerhalb oder quer zur sexuellen Ordnung steht, als problematisch betrachten, heben immer wieder ihr subversives Potenzial hervor (vgl. Fritzsche, 2007; Hemmings, 2002; Kemler et al., 2012). Die Behauptung, Bisexualität könne – theoretisch oder im Sinne einer alltäglichen Praxis – die moderne Sexualitätsordnung auflösen, erinnert tatsächlich stark an eine dekonstruktivistische Wendung der im historischen Überblick diskutierten Vorstellung, Bisexualität stelle einen konturlosen Ursprung der geschlechtlichen und sexuellen Entwicklung des Menschen dar (vgl. Kap. 3.1.1).

Eine Möglichkeit, Bisexualität nicht nur als theoretischen Begriff der Dekonstruktion, sondern als Teil der spezifischen Erfahrung von Menschen zu bestimmen, entwickelt Clare Hemmings (vgl. Hemmings, 2002, S. 21). Sie macht den interessanten Vorschlag, über Bisexualität in räumlicher Anordnung nachzudenken:

»I contend that if we consider bisexual meaning in spatial terms, it becomes clear that bisexuality is not only a location between heterosexuality and homosexuality, binary genders or sexes, but also resides at the heart of lesbian community, between lesbian and gay communities, and in parallel with transsexuality within queer feminist terrain« (Hemmings, 2002, S. 196).

Anstatt Bisexualität in ein »everywhere and nowhere« (Garber, 1995, S. 65) aufzulösen, geht es mit Hemmings also darum zu fragen, wie sich Bisexualität räumlich realisiert. Sie kritisiert damit die Vorstellung, dass Bisexualität räumlich notwendigerweise außerhalb der sexuellen Ordnung oder zwischen den Polen »Heterosexualität« und »Homosexualität« angeordnet wird (vgl. auch Lingel, 2012).

Dieser Kritik schließe ich mich mit meiner Arbeit an. Angesichts der Dominanz der Arbeiten, die das kritische Potenzial von Bisexualität hervorheben, die binäre Ordnung des Sexuellen zu unterlaufen, besteht die Gefahr das alltägliche Erleben Bisexueller zu exotisieren und zu marginalisieren. Entsprechend dem Ansatz von Hemmings, die eine konkrete Verortung von Bisexualität vornimmt, zielt meine Arbeit auf das alltägliche Erleben und Handeln bisexueller Menschen im biografischen Verlauf (vgl. Kap. 4). Mein Ausgangspunkt ist dabei eine pragmatische und empirisch basierte Bestimmung von Bisexualität, die diese nicht mit Bedeutungsweisen und kritischem Potenzial überfrachtet. Das heißt, es geht mir weniger um die Frage, inwiefern Bisexualität die herrschende sexuelle Ordnung bestätigt, unterläuft oder überschreitet, sondern darum, wie ihre Bedeutung unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen biografisch hergestellt und organisiert wird. Ich orientiere mich dabei an einem Verständnis von Sexualität als etwas, das im Lebensverlauf erlernt und biografisch strukturiert wird (vgl. Kap. 2), und folge damit einer pragmatischen Bestimmung von Bisexualität, die Joe Eadie vorschlägt: »[...] it is simply one way amongst many of learning what it is and is not erotic, what such feelings mean, and the culturally sanctioned forms in which they may be expressed« (Eadie, 1999, S. 8; vgl. zu dem Thema auch Lingel, 2012).

Nach diesem Überblick über Arbeiten, die ausgehend von Bisexualität eine Kritik der binären Ordnung des Sexuellen formulieren, widme ich mich nun einem zweiten Bereich der Theoriebildung: Studien, die versuchen, spezifische Diskriminierungserfahrungen Bisexueller sichtbar und erklärlich zu machen.

3.2.2 Institutionalisierte Monosexualität

Als die zwei wichtigsten Erkenntnisse der Arbeiten, die sich mit Feindlichkeit gegenüber Bisexuellen beschäftigen, lassen sich festhalten: Bisexuelle sind nicht unbedingt weniger von Homosexuellenfeindlichkeit betroffen als Homosexuelle und die negativen Erfahrungen, die Menschen machen, die geschlechterübergreifend begehren, verkehren und lieben, lassen sich nicht allein mit dem Begriff der Homophobie beschreiben oder erklären.

Robyn Ochs spricht von einer doppelten Diskriminierung von Bisexuellen (vgl. Ochs, 1996). Bisexuelle seien gleichermaßen von Homophobie wie von Biphobie betroffen und Biphobie gehe sowohl von Hetero- als auch von Homosexuellen aus. Polemisch wirft sie angesichts der verbreiteten Behauptung der geringeren Betroffenheit die Frage auf, ob Bisexuelle etwa nur zur Hälfte beschimpft, verprügelt oder entlassen würden, wenn sie von Homophobie betroffen seien; oder ob Bisexuelle sich durch den Verweis auf ihre Bisexualität vor homophoben Angriffen schützen könnten (vgl. Ochs, 1996, S. 222). Diese Zuspitzung hilft, das gängige Bild zu ersetzen, Bisexuelle seien zum Teil homo- und zu einem anderen Teil heterosexuell und könnten sich im Zweifel in einen heterosexuellen Schutzraum zurückziehen. Zudem verdeutlicht sie damit, dass die Lebensrealität von Bisexuellen sich nicht automatisch in einem »Zwischenraum« abspielt – eine Annahme, die Clare Hemmings in ihrer Arbeit widerlegt hat (vgl. Hemmings, 2002 und Kap. 3.2.1).

Der Anteil von Bisexuellen, die im Alltag, in der Schule und im Beruf, Diskriminierungen erleben, ist den verfügbaren empirischen Daten nach weiterhin hoch. In einer europaweit durchgeführten Umfrage gaben 47 Prozent der bisexuellen Frauen und 36 Prozent der bisexuellen Männer²⁵ an, in den letzten zwölf Monaten vor der Erhebung Diskriminierungen aufgrund ihrer sexuellen Orientierung erlebt zu haben (vgl. Agentur der Europäischen Union für Grundrechte, 2014, S. 16). 46 Prozent der bisexuellen Frauen und 73 Prozent der Männer gaben an, ihre sexuelle Ausrichtung in der Schule verheimlicht oder verschwiegen zu haben (vgl. ebd., S. 21). Bei der Arbeitssuche fühlten sich in den letzten zwölf Monaten vor der Befragung 16 Prozent der Frauen und 20 Prozent der Männer aufgrund ihrer bisexuellen Ausrichtung benachteiligt (vgl. ebd., S. 18).

25 Transgeschlechtliche und nicht-binäre Geschlechtsidentitäten wurden bei dieser Fragestellung nicht gesondert erhoben.

Eine weitere Arbeit hat sich auf der Basis von qualitativen Interviews mit der Arbeitssituation von bisexuellen Beschäftigten in Deutschland befasst (vgl. Frohn & Meinhold, 2016). Es stellt sich dabei heraus, dass Bisexuelle an ihrer Arbeitsstelle sowohl mit negativen Einstellungen gegenüber gleichgeschlechtlichen Lebensweisen als auch mit spezifischen Vorurteilen gegenüber Bisexualität konfrontiert sind. Zu diesen Vorurteilen gehört die mangelnde Anerkennung von Bisexualität als eine dauerhafte und gleichberechtigte sexuelle Ausrichtung, die Sexualisierung von Bisexualität und die verbreitete Unterstellung, Bisexuelle seien weniger treu. Eine nicht repräsentative Online-Befragung stellte fest, dass bisexuelle Männer – die Studie hat nur Männer befragt – seltener von Diskriminierungserfahrungen berichten als schwule Männer. Allerdings wird hervorgehoben, dass bisexuelle Männer sowohl in der heterosexuellen Mehrheitsgesellschaft als auch in der schwulen Community negative Erfahrungen machen (vgl. Bachmann & Lähnemann, 2014, S. 7f.).

Um negative Einstellungen gegenüber Bisexuellen zu bezeichnen und zu erklären, hat sich in der englischsprachigen Literatur der – von Ochs verwendete – Begriff der Biphobie durchgesetzt (vgl. Ochs, 1996; Kessler, 1991; Barker et al., 2012; Eady, Dobinson & Ross, 2011; Garber, 1995, S. 39; Klesse, 2007; Rodríguez Rust, 2000, S. 412f.). Aus soziologischer Perspektive halte ich den Begriff der Phobie für begrenzt, da er die psychisch-physische Reaktion von Einzelpersonen in den Mittelpunkt stellt und nicht die soziale Organisation, die Diskriminierung und Angriffe gegen Bisexuelle fördert und sie in eine Außenseiterposition bringt (zu einer entsprechenden Kritik am Begriff Homophobie vgl. Herek, 2009, S. 65). Alternativ wird der Begriff des Monosexismus oder der Monosexualität vorgeschlagen (vgl. Bower et al., 2002, S. 26). Der Begriff des Monosexismus ist meines Erachtens zu eng mit dem des Sexismus verbunden, während Monosexualität für mich eine deskriptive Kategorie für eine sexuelle Ausrichtung oder ein sexuelles Verhalten darstellt und nicht im unmittelbaren Zusammenhang mit negativen Einstellungen gegenüber Bisexuellen oder Bisexualität steht. In meiner Arbeit verwende ich den Begriff der Biphobie, wenn es um negative Einstellungen gegenüber Bisexuellen oder Bisexualität geht. Dagegen schlage ich den Begriff der institutionalisierten Monosexualität vor, um eine sexuelle Ordnung zu charakterisieren, die auf einer in Routinen verfestigten Einteilung von Menschen in die Gruppen der Homo- und Heterosexuellen beruht und damit Bisexualität als eine dritte und prekäre Kategorie hervorbringt. Bislang hat sich inner-

halb Deutschlands keiner der genannten Begriffe durchgesetzt, weder im alltäglichen Sprachgebrauch noch im akademischen Kontext. Das hat zur Folge, dass die spezifischen Diskriminierungserfahrungen von Bisexuellen nur unzureichend erkannt, benannt und analysiert werden können.

Ein Effekt der institutionalisierten Monosexualität der Gesellschaft ist die Unsichtbarkeit und Verleugnung von Bisexualität (vgl. Ochs, 1996, S. 224; Yoshino, 2000), wie es sich in der am Anfang des Kapitels zitierten Interviewsequenz ausdrückt: »in meiner Jugend hatte ich kein Wort für das was ich eigentlich bin« (HL, 5/4–5). Damit fehlt nicht nur das passende Wort für das eigene Erleben und Handeln, sondern die Möglichkeit, die eigenen Erfahrungen als von Anderen geteilte zu erleben und sie in einen gesellschaftlich legitimen Sinnzusammenhang einzubetten.

Wird Bisexualität sichtbar, folgen häufig spezifische Erfahrungen der Stigmatisierung. Das zeigt sich in unseren Interviews in der Schilderung einer Szene, in der die Mutter eines Interviewpartners (vgl. Kap. 5.3) diesen mit einer Frau beim Sex überrascht:

»[B:] **Dich** mit ner **FRAU** im Bett anzutreffen, und dann noch in dieser Situation, das **kann** doch nich wahr sein, ich denke du bist schwul? ich sag na ja es hat sich 'n bisschen in den letzten Jahren getan (2) nein sacht se, sacht se zu meinem Vater [Name] **kannst** du mir sagen, von **wem** der **das** hat?, du **bist** doch **Ferkel!** ((lacht))

I: ((lacht))

B: Was musst du Männer **und** Frauen haben dann kannst du dich doch auch für irgendwas entscheiden ich sach genau das iss es, das kann ich nicht <<mhm, ja>> (2) nich also das das war auch sone Situation aber, da wurde dann danach da nich mehr drüber gesprochen und mein **Vater**, der war total happy der hat **genau** ge-ent-entgegen-entgegen gesetzt, hat er hat er mich gefragt sag mal hast du dann auch mal vor irgendwie ne Frau zu heiraten oder so ich sag na ja du wenn sich das mal ergibt dann ja« (MS, 33/31–46).

Während die Mutter von ihrem Sohn eine Entscheidung erwartet und das Ausbleiben dieser als »schmutziges« Verhalten betrachtet, hat der Vater Hoffnung auf eine heterosexuelle Zukunft seines Sohnes: Sowohl Stigmatisierung als auch Unsichtbarkeit finden sich in der Sequenz wieder. Die Stigmatisierung von Bisexualität lässt sich anhand der zahlreichen negativen Bilder, die häufig mit ihr assoziiert werden, nachweisen: Neben der oben

schon angeführten (vgl. Kap. 3.1.3) Projektion heterosexueller Ängste auf Bisexuelle als vermeintliche Überträger des HI-Virus sind dies vor allem Promiskuität, Maß- und Zügellosigkeit und Unentschlossenheit (vgl. Ault, 1994, S. 117f.; Bower et al., 2002, S. 35; Garber, 1995, S. 84f.; Klesse, 2007, S. 299; 2016). Garber stellt die Hypothese auf, dass Bisexuelle Ablehnung hervorrufen, da sie das puritanische Ideal der Mäßigung verletzen (vgl. Garber, 1995, S. 39; vgl. auch Kessler, 1991; Whitney, 2002). Dazu gehört als Kehrseite, dass Bisexuelle häufig sexualisiert und exotisiert werden – eine Form der Biphobie, die im besonderen Maße bisexuelle Frauen betrifft, die häufig die Erfahrung machen, als sexuell verfügbar objektiviert zu werden (vgl. Klesse, 2007, S. 294; vgl. auch Bower et al., 2002, S. 38). Christian Klesse analysiert dies als eine Form sexistischer Disziplinierung von Frauen, die den Anspruch auf eine autonome und aktive Sexualität erheben. Bisexualität zeigt sich daher als ein geschlechtsspezifisch variables Phänomen. Dies zeigt Breanne Fahs Studie auf der Basis von Interviews mit Frauen, die in alltäglichen Settings Bisexualität für ein vorwiegend männliches Publikum inszenieren (vgl. Fahs, 2012). Ihre These ist, dass von Frauen eine fluide und bisexuelle Sexualität geradezu eingefordert würde, solange diese dem männlichen Blick und Begehren dienlich sei.

Alle diese Stereotype lassen sich gut mit der oben ausführlich rezipierten These von Angelides in Einklang bringen (vgl. Angelides, 2001 und Kap. 3.1.1): Bisexualität wird als präzivilisatorischer Zustand imaginiert, in dem die gesellschaftlichen Regeln und Sicherheiten nicht gelten. Durch diese Anordnung stabilisiert sie die strukturell krisenhafte herrschende Sexualordnung, solange sie der Vergangenheit angehört oder höchstens auf die Zukunft verweist (vgl. Angelides, 2001, S. 17, 70, 130). Als Gegenwart kann sie als Bedrohung der Sexualitäts- und Geschlechterordnung wahrgenommen werden, als Auftauchen des sorgsam separierten Fremden im Eigenen.

Bisexualität wird nicht nur von Heterosexuellen unsichtbar gemacht, verleugnet und mit einem Stigma belegt, sondern auch in homosexuellen Zusammenhängen lässt sich Bisexuellenfeindlichkeit nachweisen (vgl. Welzer-Lang, 2008). Eine Interviewpartnerin berichtet von ihren wiederkehrenden Erfahrungen auf lesbischen Partys:

»ich nenn das immer den Weißen-Hai-Effekt, mhm ((hustet)) (1) du kokmst da längs und, vor dich- vor dir teilt sich wirklich äh (2) mmm die Meute also es iss ja äh (3) oder ich werd' dann von irgend- werd' von meinen

III-lesbischen Freundinnen mitgenommen und irgendeine andere fragt mich dann im Laufe des Abends iss **immer** eine mit dabei und wie gefällt's dir bei uns« (HP, 88/18–24).

Die Haltung gegenüber bisexuellen Frauen in lesbischen Zusammenhängen ist vor allem im US-amerikanischen und britischen Kontext untersucht worden, allein Altendorf weist auf verbreiteten Monosexismus in lesbischen Zusammenhängen in Deutschland hin (vgl. Altendorf, 1993, S. 100; Ault, 1994; Bower et al., 2002; Hemmings, 2002; Klesse, 2007, S. 302; Nathanson, 2002). Die Sequenz aus dem Interview ermöglicht, die Hypothese aufzustellen, dass sich einige der Ergebnisse aus den USA und England auf den deutschen Kontext und – da es sich durchweg um ältere Studien handelt – auf die Gegenwart übertragen lassen.

Amber Ault spricht – auf der Basis der Analyse von narrativen Interviews mit lesbischen Feministinnen – von Techniken der Unterdrückung, Einverleibung, Marginalisierung und Delegitimierung von bisexuellen Frauen innerhalb des lesbischen Feminismus (vgl. Ault, 1994, S. 111; siehe auch Hemmings, 2002, S. 72). Aufgrund der Analyse, Männer als die herrschende Klasse zu betrachten und damit Beziehungen zu Männern als ein notwendiges Unterdrückungsverhältnis, wurde bisexuellen Frauen im wahrsten Sinne des Wortes unterstellt, mit dem Klassenfeind das Bett zu teilen (vgl. Altendorf, 1993, S. 100). Bisexuellen Frauen wurde daher persönliche und politische Unzuverlässigkeit unterstellt. Dabei würden sie an heterosexuellen Privilegien teilhaben und zugleich die Ressourcen der lesbischen Szene ausnutzen. Sie werden bisweilen sogar als Quelle der politischen und viralen Verunreinigung betrachtet, die sich in der Unterstellung ausdrückte, HIV in die lesbische Szene zu bringen (vgl. Ault, 1994, S. 118). Ault betrachtet diese Markierung von bisexuellen Frauen als Fremdkörper als eine phallogozentrische Praxis lesbisch-feministischer Zusammenhänge. Bisexuellen Frauen werde ihre Autonomie abgesprochen und sie würden allein über ihre Beziehungen zu Männern definiert. Jo Bower, Dawn Atkins und Maria Gurevich (vgl. Bower et al., 2002, S. 42) beschreiben auf der Basis von Interviews mit bisexuellen Frauen die Versuche dieser, als Lesben wahrgenommen zu werden und ihre Bisexualität zu verstecken. Diese Praktiken seien mit der belastenden Gefahr verbunden, entdeckt zu werden und sich selbst als nicht authentisch zu erleben. Ähnlich wie Ault betrachten sie die Ablehnung bisexueller Frauen als eine Reproduktion von Herrschaftsmechanismen in einem alternativen Diskurs,

betonen aber die materielle Notwendigkeit von Homosexuellen, sich zu organisieren und von Heterosexuellen abzugrenzen (vgl. Bower et al., 2002, S. 47). Jessica Nathanson betrachtet die politischen Kämpfe um Bisexualität – etwas anders gelagert – als eine Art Stellvertreterinnen-Kampf zweier marginalisierter Gruppen in einer Phase, in der von Lesben erkämpfte und aufgebaute Räume unter ökonomischen Druck geraten seien (vgl. Nathanson, 2002).

Der oben schon zitierte Manfred Schäfer berichtet von Bisexuellenfeindlichkeit in schwulen Zusammenhängen. Er entscheidet sich unter anderem deshalb dafür, eine gewisse Zeit »rein schwul« (MS, 4/8) zu leben, um »Zwistigkeiten mit diesen schwulen Männern« (MS, 4/9) aus dem Weg zu gehen. Es wird in Hinblick auf die USA die These formuliert, Erfahrungen wie die von Manfred Schäfer resultierten aus einem Konflikt zwischen einem bisexuellen Lebensstil und »ethnischen« und damit essentialistischen Modellen von Homosexualität:

»Bisexuality challenges given notions of how sexual communities or so-called sexual ›minorities‹ are formed. This challenge is especially important in the United States, since bisexuality runs counter to received notions about sexual identity as something in which the subject has no choice« (Du Plessis, 1996, S. 41).

Unsere Studie liefert Hinweise darauf, dass ein solcher Konflikt auch in Deutschland eine Rolle spielt, was auch im Rahmen anderer Studien bestätigt wird (vgl. Bachmann & Lähnemann, 2014, S. 7).

Wie eingangs erwähnt wurde das Thema Bisexualität auch in den sich seit den 1990er Jahren herausbildenden queeren Zusammenhängen und in ihrem Kontext entstandenen akademischen Arbeiten marginalisiert (vgl. Angelides, 2001, S. 188; Monro, 2015, S. 44). Ein Grund dafür war die Annahme, bei Bisexualität handele es sich um einen altmodischen und unpolitischen Begriff, da er auf einem kritisierten Zweigeschlechtermodell aufbaue (vgl. Du Plessis, 1996, S. 35).

Der Befund der Marginalisierung von Bisexualität in hetero- und homosexuellen Zusammenhängen führen Kenji Yoshino – der sich auf die USA bezieht – und Gunter Schmidt – der sich auf Deutschland bezieht – zu der These, dass die monosexuelle Norm zu den Grundpfeilern der spät-modernen Sexualordnung gezählt werden kann (vgl. Schmidt, 2005, 138; Yoshino, 2000).

Yoshino spricht von einem »epistemic contract of bisexual erasure« (Yoshino, 2000, S. 362), der dazu führe, dass die Kategorie der Bisexualität (und die der Asexualität) systematisch aus dem gesellschaftlichen Wissen ausgelöscht werde. Das häufig angeführte Argument, die mangelnde Sichtbarkeit von Bisexuellen resultiere aus ihrer geringen Zahl, lässt er nicht gelten. Bisexualität sei – wenn sie als ein mehr als nebensächliches Begehren für beide Geschlechter definiert werde – genauso oder sogar weiter verbreitet als Homosexualität.²⁶ Daher nimmt er an, dass Homosexuelle und Heterosexuelle – trotz ihrer Interessengegensätze – ein stillschweigendes Einverständnis eingegangen seien, Bisexualität keinen legitimen Platz im gesellschaftlichen Wissensbestand einzuräumen. Dies geschehe, um gemeinsame Interessen der beiden Gruppen durchzusetzen: Sexuelle Orientierung soll als eine binäre und eindeutige Kategorie gesellschaftlicher Gruppenbildung aufrechterhalten werden, Geschlecht der dominante Bezugspunkt dieser Unterteilung bleiben und Monogamie als die hegemoniale Beziehungsform aufrechterhalten werden (vgl. Yoshino, 2000, S. 362). Dabei seien die Interessen der beiden Gruppen der Monosexuellen aufgrund des Machtverhältnisses, in dem sie stehen, nicht einheitlich: Heterosexuelle hätten das Ziel, ihren privilegierten Platz in der sexuellen Ordnung zu verteidigen, während Homosexuelle die erreichten Ziele der Anerkennung sichern wollten, indem sie Homosexualität als eine deutlich abgegrenzte, stabile und unveränderliche Eigenschaft einer Minderheit definierten. Da Bisexualität die Grundprinzipien dieses Status quo infrage stelle, werde sie konsequent epistemisch ausradiert.

Der Sexualforscher Gunter Schmidt geht einen Schritt weiter und behauptet: »Das Gebot der Monosexualität ist die Megaregel unserer sexuellen Ordnung, das Gebot der Heterosexualität dieser nachgeordnet« (Schmidt, 2005, S. 139). Wie Yoshino betrachtet er die Gruppen der Hetero- und Homosexuellen als Verbündete im Interesse der Aufrechterhaltung dieser Ordnung. In seiner Analyse der monosexuellen Ordnung verweist Schmidt auf Karl Heinrich Ulrichs – auf den ich oben eingegangen bin (vgl. Kap. 3.1.1) – als ein Beispiel dafür, dass sowohl die heterosexuell dominierte Psychiatrie und Medizin als auch die homosexuelle Bewegung dazu beigetragen haben, Kategorien wie »sexuelle

26 Diese These lässt sich auf Basis der für die deutsche Bevölkerung vorliegenden Datensätze wiederholen (vgl. Kap. 3.3.1).

Orientierung« zu schaffen und als unveränderbaren Teil eines Menschen zu definieren: »Die monosexuelle Ordnung verankert Ursprung und Bedeutung der sexuellen Orientierung fest ins Innere des Individuums, in seine Biographie, seinen Charakter oder seine Biologie« (vgl. Schmidt, 2005, S. 140).

Modelle wie das Yoshinos und Schmidts lassen sich kritisch hinterfragen. Die Konzeption einer gezielten Interessenpolitik von Homo- und Heterosexuellen gegen Bisexuelle und Bisexualität würde ich durch das Konzept einer institutionalisierten Monosexualität ersetzen. Damit meine ich, dass die Durchsetzung von Monosexualität auf einer Verankerung in gesellschaftlichen Routinen beruht und nicht allein in Machtkämpfen herbeigeführt wird. Schmidt lässt sich seine Verklärung einer monosexuellen Ordnung zum spätmodernen Hauptwiderspruch des sozialen Bereichs des Sexuellen vorhalten. Dabei ignoriert er die weiterhin relevanten Institutionen der Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit, ohne die eine monosexuelle Ordnung undenkbar wäre (vgl. Kap. 2). In dieser Hinsicht sind intersektionale Analysen von Bisexualität überzeugender, die sie als Knotenpunkt in einem Netz von Macht- und Herrschaftsverhältnissen betrachten (vgl. Monro, 2015, S. 58, 82). Weitere Kritiken finden sich in der Forschungsdiskussion, in der thematisiert wird, dass eine Unterscheidung zwischen Monosexuellen und Bisexuellen zu undifferenziert sei (vgl. Hemmings, 2002, S. 29), Bisexuelle nicht allein als Opfer der Sexualitätsordnung dargestellt werden könnten (vgl. Fritzsche, 2007, S. 120) und die Gefahr bestehe, Feindlichkeit von Bisexuellen gegenüber anderen Gruppen zu vernachlässigen (vgl. Eadie, 1999, S. 10).

Trotz dieser Kritikpunkte lässt sich festhalten, dass es genug Befunde gibt, um von einer institutionalisierten Monosexualität zu sprechen. Modelle wie die Schmidts und Yoshinos sind in dieser Hinsicht hilfreich, um zu verstehen, dass diese institutionalisierte Monosexualität auf gesellschaftlichen Gruppenkonstruktionen beruht, die unvereinbare Interessengegensätze und strukturelle Ungleichheiten hervorbringen. Das heißt nicht, Bisexuelle nur als »Verlierer« der spätmodernen Sexualordnung zu betrachten oder als einheitliche oder besonders emanzipierte Gruppe (vgl. z. B. Monro, 2015, S. 78 zur Verbreitung von Rassismus in bisexuellen Zusammenhängen). Es geht lediglich darum, Monosexualität als eine in Routinen verankerte Institution konsequent einzubeziehen und zu verstehen, dass sie eine relevante Achse der gesellschaftlichen Spaltung und Hierarchisierung in gesellschaftlichen Machtkämpfen bildet.

3.3 Empirische Erkenntnisse

Dieses Kapitel abschließend widme ich mich – ausführlicher als in der Einleitung – empirischen Erkenntnissen über Bisexualität. Dabei konzentriere ich mich zuerst auf die Frage danach, wie viele Bisexuelle es gibt. Dabei werden Befunde zusammengefasst und für eine kritische Reflexion darüber genutzt, über wen – auch in dieser Arbeit – überhaupt gesprochen wird, wenn es um »Bisexuelle« geht. Im zweiten Abschnitt dieses Unterkapitels erörtere ich empirische Arbeiten, die sich mit Bisexualität im Lebenslauf beschäftigen. Dabei beziehe ich die internationale wissenschaftliche Diskussion mit ein, da in Bezug auf die deutsche Gesellschaft nur eine entsprechende Arbeit vorliegt. Die Darlegung dieser Arbeiten zeigt die zahlreichen Chancen, die ein biografischer Zugang zum Thema mit sich bringt.

3.3.1 Wie viele Bisexuelle gibt es?

Bevor ich auf die im Titel formulierte Frage eingehe, werde ich verschiedene empirische Zugänge, die zu einer Antwort führen, diskutieren. Die Beschäftigung mit Bisexualität zeigt nämlich, dass es keinen idealen, sondern lediglich einen reflektierten Zugang zum sozialen Bereich des Sexuellen gibt, dessen realer Vielfalt weder die binäre Einteilung in Homo- und Heterosexualität noch die einfache Erweiterung um die Kategorie Bisexualität gerecht werden kann (vgl. Savin-Williams, 2009). Das haben schon Alfred Kinsey und seine Kolleg_innen gewusst, die jede Form der Gruppierung von Menschen aufgrund ihres sexuellen Verhaltens als problematisch betrachteten (vgl. Kinsey et al., 1948, S. 469 und Kap. 3.1.2). Ihnen war bewusst, dass Sexualität Bestandteil des gesamten Lebenslaufs ist. Um überhaupt von Homo-, Hetero- Bi- oder Asexualität sprechen zu können, hielten sie es für notwendig, die gesamte sexuelle Geschichte eines Menschen zu erheben (vgl. Kinsey et al., 1948, S. 662). Allerdings wurde die sechs- bzw. siebenstufige (inkl. Asexualität) Kinsey-Skala in der Regel ihrer temporalen und damit biografischen Dimension beraubt (vgl. dazu auch Gooß, 1995, S. 79).

Durch seine Beschäftigung mit Bisexualität – offensichtlich eine Quelle der Kreativität – entwickelte auch Fritz Klein eine Möglichkeit, sich empirisch differenziert mit Sexualität zu beschäftigen (Klein, 1993). Statt der eindimensionalen Kinsey-Skala schlägt er ein Gitter vor, um Sexualität in

ihrer Vielfalt abbildbar zu machen. Im Gegensatz zu Kinsey wollte er bewusst mit der Kategorie der sexuellen Orientierung – die sich heute alltagssprachlich durchgesetzt hat – arbeiten, sie aber der Komplexität der Realität anpassen. Für ihn hat sexuelle Orientierung sieben Ebenen: sexuelle Anziehung, sexuelles Verhalten, sexuelle Fantasien, emotionale Präferenzen, soziale Präferenzen, heterosexueller/homosexueller Lebensstil und Selbstidentifikation (vgl. ebd., S. 16). Zudem müsse diesen Ebenen immer ein zeitlicher Horizont gegeben werden: Vergangenheit, Gegenwart und gewünschte oder vorgestellte Zukunft.

Gagnon und seine Kolleg_innen schlagen dagegen vor, gar nicht erst empirisch mit dem Begriff der Bisexualität zu arbeiten (vgl. Gagnon et al., 1994; Kemler et al., 2012). Er fasse sexuelle Praktiken zu einer Einheit zusammen, die sozial völlig unterschiedlich organisiert seien. Aber die von ihnen vorgeschlagene Auflösung von Bisexualität in die Vielfalt ihrer Praktiken lässt meines Erachtens wichtige soziale Organisationsformen des Sexuellen außer Acht und reduziert sie auf ihre interpersonalen Skripte (vgl. Kap. 2.2.4).

Die Kategorie Bisexualität macht – wie oben ausgeführt – nur unter der Bedingung Sinn, dass die gesellschaftliche Organisation von Sexualität auf dem Prinzip der Zweigeschlechtlichkeit beruht und das eigene Geschlecht sowie das Geschlecht der begehrten Menschen die Sexualität eines Menschen lebenslang definieren soll. Werden diese – auf sozialer Übereinkunft beruhenden – Voraussetzungen hingenommen: Wie viele Bisexuelle gibt es? Eine Antwort auf diese Frage zu geben ist aus zwei Gründen nicht einfach: Erstens liegen für die Menschen in Deutschland wenige valide Daten vor und zweitens hängt die Antwort – wie oben ausgeführt – davon ab, wie Sexualität und Bisexualität definiert und gemessen werden (vgl. zu diesem Punkt auch Savin-Williams, 2009). Die beiden repräsentativen Wiederholungsstudien zur Jugendsexualität (vgl. Bode & Heßling, 2015), die seit 1980 durch die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung durchgeführt wird, und die Studie zur Studierendensexualität (vgl. Dekker & Matthiesen, 2015), die seit 1966 durchgeführt wird, geben einige interessante Hinweise.

Insgesamt fünf Prozent der befragten Mädchen bzw. Frauen und zwei Prozent der befragten Jungen bzw. Männer zwischen 16 und 25 Jahren geben an, sich sexuell zu beiden Geschlechtern hingezogen zu fühlen (vgl. Bode & Heßling, 2015, S. 8). Ob sich diese Jugendlichen als bisexuell bezeichnen, wurde nicht erfragt. Das entspricht – in einem umgekehrten

Verhältnis – etwa der Anzahl der Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die angeben, sich nur zum eigenen Geschlecht hingezogen zu fühlen (vier Prozent der Männer und zwei Prozent der Frauen). Erfreulich ist, dass die Kategorie Bisexualität in der Studie eigenständig erhoben wird. Das ist keineswegs selbstverständlich. Häufig ist es üblich, Bisexualität gar nicht einzubeziehen oder mit der Gruppe der Homosexuellen zu kumulieren. Darüber hinaus betonen die Autorinnen der Studie die Eigenständigkeit und Stabilität von Bisexualität als Begehrensform. Sie sei kein »Ausdruck von Unentschlossenheit« (ebd., S. 118) oder eine jugendliche Experimentierphase. Anhand der Daten zeigt sich dies an einem Vergleich der Altersgruppen der 21- bis 25-Jährigen mit den Jüngeren: Der Anteil der Männer, die sich von beiden Geschlechtern angezogen fühlen, steigt auf zwei Prozent und bei Frauen auf sechs Prozent. Es ist folglich nicht der Fall, dass sich junge Erwachsene in ihrem sexuellen Begehren mit dem Eintritt in das Erwachsenenalter zunehmend auf eine Geschlechterkategorie festlegen.

Die Studien zur Studierendensexualität sind besonders interessant, da sich langfristige Trends ablesen lassen. Sie wurde in den Jahren 1966, 1981, 1996 und 2012 durchgeführt. Die Kategorien »bisexuell« und »vorwiegend homo- oder heterosexuell« werden seit dem Jahr 1981 erhoben (vgl. Dekker & Matthiesen, 2015, S. 33). Dabei zeigt sich seit 1981 keine relevante Veränderung bei den Einstufungen hinsichtlich der sexuellen Orientierung: Im Jahr 2012 stuften sich ein Prozent der männlichen Studierenden und drei Prozent der Frauen als bisexuell ein. In die Kategorien »vorwiegend heterosexuell« und »vorwiegend homosexuell« – eine Zuordnung, die eine Offenheit für sexuelle Erfahrungen mit beiden Geschlechtern nahelegt – ordnen sich zusammengenommen 14 Prozent der Männer und 30 Prozent der Frauen ein (vgl. ebd., S. 33). Auffallend ist an dieser Stelle die deutliche Geschlechterdifferenz. Ein Grund für die Zurückhaltung der Männer, sich als nicht eindeutig heterosexuell einzuordnen, kann die enge gesellschaftliche Verknüpfung der Inszenierung von Heterosexualität mit der Herstellung hegemonialer Männlichkeit sein (vgl. Connell, 2015). Die Autor_innen betonen, dass es insbesondere bei den Männern einen starken Einbruch hinsichtlich der gleichgeschlechtlichen Erfahrungen während der Adoleszenz gegeben hat. Bis Ende der 1970er Jahre machten diese noch 20 Prozent der Männer, während die Zahl sich danach auf lediglich fünf Prozent reduzierte – ein Prozess, der sich in geringerem Umfang auch bei den befragten Frauen nachweisen lässt (vgl. Dekker & Matthiesen, 2015, S. 34). Als Erklärungsansatz verweisen die

Autor_innen auf Gunter Schmidts Thesen zu dieser Entwicklung (vgl. auch Kap. 3.2.2): Es handele sich um ein Ergebnis der Einteilung der Menschen in Homo- und Heterosexuelle, was vor allem bei Männern zu einer Vermeidung gleichgeschlechtlicher Handlungen führe, um nicht als schwul zu gelten. Darüber hinaus hätten sich homosoziale Strukturen, die gleichgeschlechtliche sexuelle Kontakte begünstigten, aufgelöst. Zudem habe Heterosexualität in den Medien, die Jugendliche nutzen, eine hegemoniale Stellung inne. Ebenso wie die Autor_innen verstehe ich die Zahlen so, dass – auf der Ebene des Verhaltens – keine Lockerung der monosexuellen Ordnung abzusehen ist, eher im Gegenteil (vgl. Dekker & Matthiesen, 2015, S. 36). Die sich in den letzten Jahrzehnten durchsetzende liberalere Haltung gegenüber Homosexuellen scheint mit strikteren Gruppeneinteilungen und Verhaltensanforderungen einherzugehen. Allerdings verändert sich das Bild etwas, wenn der Blick allein auf die Anziehung gerichtet wird und nicht auf das Verhalten: Über die Hälfte der studierenden Frauen (55 Prozent) und ein Fünftel der Männer (22 Prozent) fühlten sich laut den Ergebnissen aus dem Jahr 2012 manchmal zu ihrem eigenen Geschlecht hingezogen und 35 Prozent der Frauen und 14 Prozent der Männer konnten sich ein gleichgeschlechtliches sexuelles Erlebnis vorstellen (vgl. ebd., S. 36).

Diese Zahlen zeigen, dass sich ein völlig anderes Bild ergibt, je nach dem, ob nach der Anziehung, dem Verhalten oder der Selbstbeschreibung gefragt wird. Als bisexuell bezeichnen sich nur wenige Menschen. Wird Bisexualität als eine sexuelle Anziehung zum eigenen und zum anderen Geschlecht definiert, die mehr als einmal auftritt (vgl. z. B. Yoshino, 2000, S. 377), lassen sich 55 Prozent der studierenden Frauen und 22 Prozent der Männer als bisexuell bezeichnen. Zu Recht lassen sich Bedenken gegen eine dermaßen breite Definition von Bisexualität anführen, da sie Gefahr läuft, die spezifischen Erfahrungen von Bisexuellen, die diese in Beziehungen und ihrer Sexualität aktiv ausleben, aus dem Blick zu verlieren (vgl. Gooß, 1995, S. 76).

In unserer Studie haben wir als Forschungsteam einen Zugang zum Feld über die Selbstbezeichnung als bisexuell gewählt. Diese bewusste Entscheidung ermöglicht es – wie in der Forschungsfrage intendiert – diesen Aspekt vertieft zu analysieren. Das geschieht in einem Bewusstsein darüber, dass aufgrund dieses Zuganges soziale Wirklichkeiten jenseits der Selbstetikettierung als bisexuell strukturell ausgeklammert bleiben (vgl. Kap. 4.3.1).

3.3.2 Bisexualität im Lebenslauf

Dieses Kapitel abschließend bespreche ich Arbeiten, die Bisexualität im Lebenslauf untersuchen oder zumindest einen temporalen Ansatz vertreten. Dabei fällt auf, dass in Bezug auf die deutsche Gesellschaft nur eine einzige entsprechende Studie vorliegt, und erst der Blick auf die internationale Forschungslandschaft zeigt, wie produktiv ein solcher Zugang zum Thema ist.

Kerstin Münder hat anhand der Analyse von Lebensgeschichten bisexueller Frauen herausarbeiten können, dass die Entwicklung einer geschlechterübergreifenden sexuellen Ausrichtung nicht notwendigerweise mit einer lebensgeschichtlichen Krise verbunden ist (vgl. Münder, 2004, S. 173). Vielmehr berichten die von ihr interviewten Frauen von vielen positiven Aspekten ihrer geschlechterübergreifenden Sexualität. Münder plädiert daher dafür, defizitäre Bilder von Bisexualität zu ersetzen und stattdessen die Vielfalt bisexueller Erfahrungswelten sichtbar zu machen.

Weitere Arbeiten mit einem temporalen oder biografischen Ansatz finden sich in der internationalen Forschungslandschaft. Philip Blumstein und Pepper Schwartz warnen vor einem unkritischen empirischen Umgang mit den Kategorien Geschlecht, sexuelle Orientierung und sexuelle Identität (vgl. Blumstein & Schwartz, 1976; Schwartz & Blumstein, 1994). Die Frage, die stattdessen gestellt werden sollte, ist: Wie werden verschiedene Informationen arrangiert, damit einer Person ein sexuelles Wesen zugeschrieben wird oder diese Person ihre Sexualität als essenziellen Teil ihrer selbst erlebt (vgl. Schwartz & Blumstein, 1994)? Ihre Studie basiert auf Interviews mit 156 Menschen, die mehr als nur zufällige sexuelle Erfahrungen mit Männern und mit Frauen im Erwachsenenalter gemacht haben und sich sowohl als bisexuell, heterosexuell, homosexuell oder gar nicht kategorisieren. Die Ergebnisse machen deutlich, dass die sexuelle Biografie und die sexuelle Selbstidentifikation keineswegs zusammenhängen müssen (vgl. auch Blumstein & Schwartz, 1976, S. 172). Wenn Bisexualität als eine Selbstidentifikation angenommen wird, dann in den meisten Fällen des Samples später im Leben als die Kategorie Homosexualität. Zudem zeigt sich eine Differenz zwischen den Männern und den Frauen, die an der Studie teilgenommen haben: Letztere beginnen früher mit der Ausbildung einer sexuellen Identität, ohne sich auf konkrete sexuelle Erfahrungen zu beziehen. Als ein weiteres Ergebnis zeigt sich, dass Liebe und Liebesbeziehungen einen bestimmenden Faktor für die sexuelle Identifikation dar-

stellen und nicht allein sexuelles Handeln. Und auch in Bezug auf diesen Punkt tendieren die teilnehmenden Frauen dazu, ihre sexuelle Identifikation aus dem Geschlecht der Person abzuleiten, mit der sie eine romantische Beziehung führen. Darüber hinaus zeigte sich, dass die Legitimierung der jeweiligen sexuellen Identifikation der Studienteilnehmenden in einem hohen Maße auf Geschlechterstereotypen beruhte – ein weiterer Hinweis darauf, dass es wenig sinnvoll ist, das oft formulierte Ideal von Bisexualität als eine Sexualität, die ohne Bezug auf Geschlecht auskommt, zu reproduzieren (vgl. Münder, 2004 und kritisch dazu Fritzsche, 2007). Dass sexuelle Selbstidentifikation sich im Lebensverlauf immer wieder verändern kann, keineswegs an sexuelles Handeln geknüpft sein muss, auch auf andere soziale Beziehungen verweist und von Geschlechterdifferenzen durchzogen ist, sind wichtige Ergebnisse, die ich bei der Analyse der biografischen Konstruktionen von Bisexualität in den 2010er Jahren in Deutschland einbeziehe.

Die biografische Organisation von Bisexualität untersuchten auch Weinberg und seine Kolleg_innen in der Auswertung ihrer lebensgeschichtlichen Folgestudie einer Gruppe von 93 Bisexuellen, die ursprünglich Teil einer bisexuellen Organisation in San Francisco waren. Die Erhebungen wurden in den Jahren 1983, 1988 und 1996 durchgeführt (vgl. Weinberg et al., 2001, 1994, 1995). Die Forschenden betrachten das bisexuelle Potenzial eines Menschen als Ergebnis eines Prozesses sozialen Lernens im Lebensverlauf. Grundlage dafür sei das Erlernen von Geschlechterkategorien (Weinberg et al., 1995, S. 288). Wichtig für die sexuelle Entwicklung seien vor allem die ersten sexuellen Erfahrungen in der Adoleszenz. Bisexualität ist für sie also vor allem Ergebnis des Erlernens und der Stabilisierung eines offenen Gender-Schemas im sexuellen Handeln. Stabilisiere sich dieses Schema, verhindere dies eine Identifikation mit den beiden gesellschaftlich verfügbaren Kategorien sexueller Identität: Homo- und Heterosexualität. Dieser Mangel an Identifikation führe, ähnlich wie bei Homosexuellen, zu einem Gefühl der Verunsicherung (vgl. Weinberg et al., 1994, S. 211). Das Label Bisexualität, aber vor allem eine mit diesem Label verbundene Gruppenzugehörigkeit ermögliche es, einen Umgang mit dieser Unsicherheit zu finden und das erlernte offene Geschlechterschema im sexuellen Handeln weiter zu stabilisieren und zu kultivieren (vgl. ebd., 1995, S. 290). Dafür bedürfe es aber einer schon vorhandenen sozialen Welt der sexuellen Möglichkeiten. Da diese Bedingung aufgrund der wenig ausgeprägten bisexuellen Subkultur und der fehlenden Rollenmodelle oft nicht erfüllt

sei, ergebe sich für viele Bisexuelle in ihrem Leben die Situation einer permanenten Unsicherheit in ihrer sexuellen Identifikation (vgl. ebd., 1994, S. 211). Das unterscheide sie von Heterosexuellen – deren Selbstverständnis nicht infrage stehe – und Homosexuellen, deren Identität sich in der Regel stabilisieren könne. In ihren Folgestudien ergänzen die Autor_innen ihr Modell: Erstens beziehen sie die Erfahrungen der AIDS-Krise ein, die erheblichen Einfluss auf die bisexuelle Szene hatte. Sie erlitt schmerzliche Verluste. Auch die Bedeutung von Sexualität in der untersuchten Szene änderte sich: Stand zuvor vor allem Sexualität als ein für alle Beteiligten lustvolles Handeln im Mittelpunkt, wurde sie in der Folge der AIDS-Krise zu etwas, das zuallererst möglichst sicher vollzogen werden musste (vgl. ebd., 1995, S. 295). Zweitens stellen sie in ihrer Folgestudie von 1996 fest, dass die bisexuelle Selbstidentifikation sich – trotz des Drucks der permanenten Unsicherheit – keineswegs im Lebensverlauf auflöst. Sie werde – selbst bei fehlender sozialer Anbindung an eine bisexuelle Gemeinschaft oder fehlender sexueller Aktivität – eher sicherer und positiver. Vor allem Erinnerungen und der eigene Körper ermöglichten eine unerwartete Kohärenz und Stabilität der sexuellen Identifikation als bisexuell (vgl. ebd., 2001, S. 205; *Monro*, 2015, S. 52). »Thus, contrary to postmodern thought, the respondents did not experience themselves as fragmented or incoherent but rather as being grounded in one body that exists over time« (vgl. *Weinberg et al.*, 2001, S. 205).

Aus zwei Gründen verwundert mich diese Erkenntnis nicht: Über unterschiedlichste Erlebnisse und Erfahrungen hinweg einen Körper zu haben, ein Leib zu sein und diesen als mehr oder weniger stabilen Teil einer Biografie zu erleben, sind wichtige Modi der Herstellung einer Kontinuität und Kohärenz in der spätmodernen Gesellschaft (vgl. *Fischer-Rosenthal*, 1999; 2000). Zudem reproduziert das Ergebnis – mehr als dass es darüber aufklärt – die Erkenntnis, dass der Körper und die Lebensgeschichte in den westlichen Industriegesellschaften eine wichtige Grundlage eines stabilen sexuellen Selbst bilden. Wieso sollte das nicht auch für Bisexuelle gelten?

Auch *Paula Rodríguez Rust* verwirft die Vorstellung, Bisexuelle seien per se wandelbarer als Menschen mit anderen sexuellen Vorlieben: »The bisexual is not more essentially or socially mutable than the lesbian or the heterosexual; the appearance of greater change is a product of the socially constructed context within which the bisexual is beheld« (vgl. *Rodríguez Rust*, 2000, S. 531). Ihr Hinweis, dass Bisexualität von Bisexuellen keineswegs als etwas besonders Wandelbares oder Fragmentiertes erlebt werden

muss, ist wichtig. Allerdings halte ich die von ihr aufgemachte Trennung zwischen sozialem Kontext und »the bisexual« für nicht haltbar. Rodríguez Rust beschäftigt sich vor allem mit dem biografischen Imperativ des Coming-outs, das für viele Menschen jenseits der heterosexuellen Norm in westlichen Industriestaaten gültig sei (vgl. ebd., S. 435). Sie stellt sich die Frage, wie sich dieser Imperativ auf Bisexuelle auswirkt und wie sich ein Coming-out für sie darstellen könnte. Dabei unterstreicht Rodríguez Rust, dass die Vorstellung, eine private und öffentliche sexuelle Identität auf der Basis einer Sexualbiografie zu besitzen, nicht nur ein historisches, sondern ein kulturspezifisches Konstrukt ist. Dieses Konstrukt lasse sich zum Beispiel nicht einfach auf asiatisch-amerikanische Communities (mit einer häufig viel schärferen Linie zwischen Privatem und Öffentlichem) – oder manche afroamerikanische Community (mit einer breiteren Akzeptanz bisexuellen Verhaltens) übertragen. Rodríguez Rust geht es darum, das von einer weißen und westlichen Kultur geprägte lineare Entwicklungsparadigma eines Coming-outs grundsätzlich infrage zu stellen (vgl. ebd., S. 514; 2009; vgl. auch Collins, 2000). Die verbreitete Behauptung, menschliche sexuelle Entwicklung verlaufe eindeutig und linear, lasse sich empirisch nicht belegen. Vielmehr seien lebensgeschichtlicher Wandel und sexuelle Vielfalt die Normalität (vgl. Rodríguez Rust, 2000, S. 526; vgl. dazu auch Diamond, 2008).

Zu ähnlichen Ergebnissen kommt McLean in Bezug auf die australische Gesellschaft. Als nicht heterosexueller Mensch ein umfassendes Coming-out zu haben, werde gegenwärtig als einzig legitime Grundlage verstanden, ein ehrliches und gesundes Leben führen zu können (vgl. McLean, 2007). Coming-out werde als unabdingbarer, eindeutiger und linearer Prozess konstruiert, was die Erfahrungen von Bisexuellen nicht abbilde. Sich nicht zu outen, werde als unehrlich stigmatisiert. Für Bisexuelle sei ein Coming-out schwieriger umzusetzen. Bisexualität sei mit vielfältigen, auch stigmatisierenden, gesellschaftlichen Bedeutungen verknüpft. Es zeige sich daher, dass die Coming-out-Strategien von Bisexuellen komplexer seien als die von Homosexuellen und sich weniger Bisexuelle outen. McLean plädiert dafür, Coming-out nicht als etwas zu begreifen, das nach einem simplen Entweder-oder-Schema funktioniere: Auf der einen Seite ein vermeintlich immer problematisches Verschweigen und auf der anderen eine angeblich grundsätzlich positive Offenheit. Insbesondere das Coming-out von Bisexuellen müsse als ein komplexes Management in unterschiedlichen sozialen Bezügen analysiert werden (vgl. ebd., S. 163).

Solche weiterführenden und differenzierten Erkenntnisse zum Thema, die sich mit Blick auf die internationale Forschungsdiskussion darbieten, vergrößern das Erstaunen darüber, dass in Bezug auf Deutschland nur eine Arbeit mit einem entsprechenden Zugang vorliegt. Meine Studie leistet einen Beitrag dazu diese Forschungslücke zu schließen, indem bei der Perspektive des alltäglichen Erlebens beginnend die sozialen Aushandlungsprozesse beleuchtet werden, die in den untersuchten Lebensgeschichten Bedeutungen von Bisexualität hervorbringen, festigen oder verschieben. Von welchen methodologischen Grundannahmen ich dabei ausgegangen bin und in welchen Arbeitsschritten ich die Studie durchgeführt habe, führe ich im nächsten Kapitel aus.